

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Briefe und Bilder aus dem Großherzogthum Baden und dem Elsaß

Das Elsaß

Jäger, Carl

Leipzig, 1841

Das Elsaß

[urn:nbn:de:bsz:31-334638](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-334638)

Das Elsaß.

Das Glück

Das
ist das
glücklich
Der
Wollen
meine
Fährge
um mi
ich gab
im Let
folg.
dem W
Strom
der La
wir se
vom U
lich m
stübe
dann

Lauterburg, den 10. Januar 1839.

Ich bin seit gestern im schönen Frankreich! Es ist das zweite Mal in sieben Jahren, daß ich mich glücklich schätze, diesen gastlichen Boden zu betreten.

Der Rhein war trübe, wie mein Gemüth; seine Wellen wogten und trieben gegen den Strom, wie meine Gedanken gegen mein Schicksal. Doppeltes Fährgehd mußte ich den trägen Fährleuten geloben, um mich an das schützende Gestade zu führen; aber ich gab's gern, denn ich hatte Eile. So geht's auch im Leben, leider aber oft mit schlechterem Erfolg. Wenn uns die Stürme des Schicksals auf dem Meere unseres Sein's erfassen, wenn sie uns Strom auf, Strom ab schleudern auf den Flüssen der Leidenschaften, dann gehen wir mit uns zu Rathe: wir fassen Entschlüsse, wir entscheiden das Rechte vom Unrechten, wir geloben Alles, wir wissen endlich nun genau was uns frommen wird, wenn wir sicher im Hafen anlangen, und sind wir darin, ach! dann ist Alles vergessen. Die Gefahren der Ber-

gangenheit sind süße Erinnerungen, wir glauben uns erholen zu müssen, wir verfallen in unsere alten Fehler, und fort schwimmen wir auf dem Meere der Leidenschaften und der Irthümer, aus denen doch nur unser ganzes Leben besteht.

Der französische Douanier, der mich am französischen Ufer erwartete, war höflich, und fand natürlich nichts in meinem Mantelsack, was hätte versteuert werden müssen. Immermehr aber werde ich überzeugt, daß ein ehrliches Gesicht, und eine anständige Kleidung der beste Paß ist; denn Niemand fragte danach, was mir um so lieber war, da ich keinen hatte. Im Gasthof „zum Anker“ paart sich deutsche und französische Sitte und Küche, und man ist dort gut logirt. Die junge Frau des Hauses, eine Badenferin, ist hübsch, gefällig und galant.

Es war meine Absicht hier einige Wochen zu verweilen, allein der Maire der Stadt, ein Apotheker, verlangte, daß ich deshalb mit dem Souspræfect in Weissenburg Rücksprache nähme, und da mir das zu weitläufig war, beschloß ich am andern Morgen mit der Diligence nach Straßburg abzureisen; nachdem ich einen vergnügten Abend mit mehreren Officieren der hier stationirten Escadron Chasseurs zugebracht, bestieg ich am andern Morgen um zehn Uhr die Diligence nach des Elsaßes Hauptstadt.

Strasßburg, im Januar 1839.

Allein mit dem Conducteur im Cabriolet war ich bald eingeschlafen, und ich verlor nicht viel, denn das Wetter war trübe, und somit jede Aussicht benommen. Gegen sechs Uhr Abends erreichten wir die Stadt, die ich noch nie gesehen hatte.

Obgleich es mein Grundsatz ist, stets in den ersten Gasthöfen abzustiegen, so war es doch ein wahrer Glückstern, der mich dieses Mal leitete, indem ich die „Stadt Metz“ wählte, die als das beste Hotel des zweiten Ranges in Strasßburg zu betrachten ist.

Der Wirth, Herr Metz, ist ein guter, gefälliger Mann, seine Frau besitzt dieselben Eigenschaften, man ist daher gut bei ihnen aufgehoben.

Kaum hatte ich mich umgekleidet, so ging ich in den Saal hinab, um zu diniren. An der Tafel saßen drei Herren, wovon ich den Einen sogleich wiedererkannte. Es war Herr Immeliu, Major im Generalstabe und Ritter der Ehrenlegion. Im vorigen Sommer sah ich Herrn Immeliu in Carlsruhe, und damals schon erschien er mir ein Mann, der mit vielen Kenntnissen und Erfahrungen einen Character vereinigt, der höchst ehrenwerth ist, und wahrlich ich habe mich nicht getäuscht. Er ist vom

französischen Gouvernement bestimmt, die streitigen Grenzen zwischen Frankreich und Baden zu reguliren — eine Aufgabe von schwieriger Bedeutung, denn der Rhein ist launisch, und oft böse. Bald entführt er diesem, bald jenem Reiche ein Stück Land, und Niemand will gern etwas verlieren, daher die nie endenden Regulirungen.

Bald war mir Herr Immeliu ein wohlwollender Beschützer, und nie wird mein Dank aufhören für all' die Güte, die er mir erwiesen hat, ja ich kann es dreist sagen, ohne ihn wäre meine Lage hier verzweifelt gewesen.

Mit vielem Vergnügen hörte ich seinen Erzählungen aus jener Zeit zu, wo Frankreich unter seinem größten Herrscher seinen höchsten Glanz erreicht hat. Herr Immeliu kam als Knabe zu Moreau's Armee, später war er mit Bernadotte in Hanover. Nicht genug konnte der Commandant von der Liebenswürdigkeit meiner Landsmänninnen erzählen, und Hanover ist für ihn eine seiner süßesten Erinnerungen. Wenn schon ich mir nicht erlaube über die Damen jener Gegend zu urtheilen, so möchte ich doch beinahe glauben, daß sie damals liebenswürdiger waren, als jetzt. Ja selbst Bernadotte fand in Hanover einen Gegenstand, der sein Herz fesselte, und wenn gleich ich nicht eingeweicht bin in diese

Liebe, so weiß ich doch, daß der König von Schweden jetzt noch eine innige Freundschaft für diese Dame fühlt, und jährlich ihr davon Beweise gibt.

Herr Immeliu hat also von Anfang bis zu Ende in Frankreichs glänzendster Periode gedient, und jetzt bekleidet er einen Grad, der so angesehen und geachtet, wie gut bezahlt ist. Ich besuchte mehrere Male den Commandanten in seiner Wohnung, und ward bald gewahr, daß er neben allen seinen beneidenswerthen Eigenschaften auch ein Freund der Malerei ist. In seinem Zimmer hat er mehrere Portraits und Landschaften, von denen mehrere von Interesse sind. Vor allen das Brustbild eines alten Mannes, der auf einem halbgeöffneten Buche, in dem er andächtig gelesen zu haben scheint, im Begriff ist einzuschlummern. Nie habe ich ein Ehrfurcht einflößenderes Greisenantlitz gesehen. Die faltenreiche, hohe Stirn, die vom Alter durchfurchten Wangen, die großen Augen mit langen weißen Wimpern beschattet, der zusammengeschrumpfte Mund, das sparsam mit silberweißem Haar bedeckte Haupt, die zitternden, trocknen Hände, Kurz Alles ist vorzüglich. Das Bild ist bestimmt sehr alt, man weiß nicht von wem, ich glaube, es ist aus der niederländischen Schule.

Rechts und links von diesem schönen Greise hän-

gen zwei Landschaften, die an und für sich keinen großen Werth haben, allein sie sind originell, indem jede Figur, jeder Gegenstand, insofern es bei dem letztern möglich, sich von Hinten präsentirt. Der Maler ist ein Straßburger, und diese eigene, drollige Idee hat ihm einen Namen gemacht.

Unter den mancherlei andern Bildern bemerkte ich das Portrait des General-Lieutenant Damas, und Herr Immeliu erzählte mir mit Rührung, daß er einer der edelsten, rechtschaffensten Generale des Kaisers, ihm aber ein steter, wahrhafter Vater gewesen sei. Er ist arm gestorben — das sollte man einem General des Kaiserreichs auf den Grabstein schreiben!

Da es mir aufgefallen war, daß Herr Immeliu beständig in Civil-Kleidern geht, so fragte ich ihn nach dem Grunde, und ich erfuhr, daß dies sämtlichen Stabsofficieren in Frankreich außer Dienst frei steht. Ich erzählte ihm darauf, als ich ihn einst in Carlsruhe en grande tenue gesehn, sei er vor einer badischen Schildwacht vorüber gegangen, und der arme Teufel, erschrocken über die brillante Uniform, mit dicken goldenen Epaulettes, Schnüren, rothen Beinkleidern, und der Hut mit einem mächtigen dreifarbigem Federbusch, — wußte nicht welche Honneurs er zu machen hatte; endlich präsentirte

er das Gewehr, der Commandant war aber schon zwanzig Schritte an ihm vorüber.

Die beiden andern Herrn, die mit dem Commandanten und mir täglich in der Stadt Metz diniren, sind Herr Billot, Architect der Stadt, und Herr Mosère, Chef Ingenieur des Canals zwischen der Rhone und dem Rhein.

Der Erstere fiel mir durch seine markirte Physiognomie auf, die durchaus jener des östreichischen Admiral's Dandolo gleicht, und zwar in solchem Grade, daß ich Herrn Billot im ersten Augenblick dafür hielt. Herr Billot ist ein geschätzter Architect; das Theater, die Halle aux blés sind Zeugen davon. In der That, beide Gebäude sind vorzüglich, doch was mir am Geschmackvollsten und Zweckmäßigsten erschien, ist am ersteren das Portal und die Treppe, am zweiten der bewunderungswürdige Dachstuhl. Man beklagt sich über Herrn Billot, daß das Theater zwei Mal so viel gekostet, als der Anschlag gewesen, man muß aber doch ihm keine Schuld haben beimessen können, sonst wäre er wahrscheinlich nicht mehr, was er ist. Und wenn man jetzt wegen der Nähe eines Canals Besorgnisse für das Fundament des Theaters hegt, wer ist so albern ihm darüber Vorwürfe zu machen, da lange Jahre nachher ein anderer Baumeister den Canal hat bauen lassen. Es ist nie-

verträchtig, wenn Laien gegen einen Mann auftreten, um ihn in den Augen seiner Mitbürger zu verkleinern, nur weil Persönlichkeiten zwischen ihnen herrschen.

Herr Willot ist ein jugendlicher, heiterer Greis, dem ich wünsche, daß er noch recht lange auf seinen Vorbeern ruhen möge.

Herr Mosère, der dritte an unserer Tafel, bekleidet einen wichtigen Posten, und gewiß Niemand in Straßburg ist gegen einen Mann eingenommen, der mit Talent und Genie begabt, eine so wichtige Angelegenheit des Staates leitet.

Ich fühle mich wiederholt gedrungen, diesen Herren meinen innigsten Dank für ihre Theilnahme, für ihre Güte abzustatten, womit sie einen fremden Unbekannten was ich ihnen war, behandelten. Es ist ein ermutigendes Gefühl wenn man in fremden Ländern, fern von den Seinigen und seinem Vaterlande, Männer antrifft, die mit rechtlichen, der Menschheit angemessenen Principien Theil an unserm Schicksale nehmen, und nicht zwar mit glatten Redensarten und Versprechungen, sondern mit der That. Ja, ich habe es schon öfters gesagt, Frankreich ist das einzige Land, wo mir solches begegnet ist, und ich wiederhole es, ich befinde mich wohl in diesem Lande!

Desten aß mit uns an der Tafel ein Mann, dessen finstere Züge, dessen lichtscheue Augen Furcht

und Abscheu einflößen, dessen Metier das scheußlichste ist, was in Frankreich getrieben wird: er ist Menschenhändler (marchand d'hommes ou marchand de chair humaine) und noch dazu ein Pariser!

So natürlich und vernünftig ich das Remplaciren in der französischen Armee finde, ebenso erbärmlich erscheint es mir vom Gouvernement eine Ausführung desselben zu gestatten, die, moralisch betrachtet, den Sklavenhandel, wenn auch nicht übertrifft, doch demselben ganz nahe steht. Die Dienstzeit des französischen Soldaten — sieben Jahre — macht das Remplaciren nothwendig, und mag man dagegen sagen, was man will, bis jetzt litt Frankreichs Waffenruhm noch nicht dabei. Aber wäre es nicht ein Geringes für die Regierung, das schamlose, abscheuliche Gewerbe abzuschaffen und dagegen Einrichtungen zutreffen, die von ihr selbst geleitet, dem Staate Ehre, den Remplacirten Vortheile bringen, und jenen insamen Menschenhandel vertilgen würden, auf dem der Fluch so vieler Tausende ruht, der ein Schandfleck Frankreich's ist. Höre, oder lese man nur einige von den unzähligen Processen, die in Bezug darauf geführt werden, man wird sich von dem Gesagten leicht überzeugen. —

Eraßburg ist eine prächtige Stadt! Krumme Straßen, hohe, oft schöne Häuser, mehrere Plätze,

brillante Läden, gute Hotels, Cafe's, Restaurationen und Brasserien; leiblich eingerichtete maisons publiques et maisons de passe, nicht zu theures Leben, nicht zu theurer Miethzins, viele hübsche Mädchen — was bleibt da für einen jungen Mann noch zu wünschen übrig? Geistige Vergnügungen und Beschäftigungen — aber auch an denen fehlt es in Straßburg nicht, wenn man sie nur genießen will. Die meist mit tüchtigen Professoren besetzte Universität, die vielen Privatvorlesungen, eine gute Bibliothek, Lesecabinette u. s. w. bieten ja Alles dar, was man nur in dieser Hinsicht verlangen kann.

Straßburgs Bevölkerung theilt sich nach ihrer eignen Meinung, — und sie ist im Grunde genommen eine nicht so üble — in drei Classen: Wälsche, Schwaben und Straßburger. Doch dazu gehört ein Commentar.

Unter den Namen „Wälsche“ versteht man hier die wirklichen Franzosen; denn bekanntlich nennt sich der Elsässer sehr selten: Franzose. Dazu gehören vor Allen die hohen Staatsbeamten, so wie die hier ansässigen französischen vornehmen Familien. *)

*) Wie man von dieser Classe hier denkt, möge man aus einer Carrikatur schließen, die sich in Bezug darauf unter einer Sammlung sogenannter „Stroßburjer Helje“ befindet. Helje bedeutet: Heilige, und man hat den Carrikaturbildern

Diese Kaste ist nicht beliebt, sie bildet eine abgesonderte Gesellschaft, und steht im Geruch der Aristokratie. Gewiß mit Recht zählt man nun hiezu die reichen protestantischen Häuser, die nur mit jenen verkehren, oder für sich leben. Diese beiden Classen bilden im Verein mit den reichsten Juden die vornehmste Gesellschaft der Stadt, aber auch jene Aristokratie, deren Basis auf Beamtenstolz und Geld beruht. An der Spitze derselben stehen die Familien: Humann, Türckheim u. s. w. nebst Ratisbonne — le Rothschild du pays — an jener der Präfect des Departements.

wohl darum diesen Namen beigelegt, weil die ersten Bilder, die in Straßburg erschienen, Heiligenbilder waren.

Nr. 8 dieser Sammlung zeigt eine Straßenecke, an der ein wohlgetroffener Straßburger Bürger steht, und mit dem Taschentuch seine bespritzten Beinkleider abgewischt, was eine brillante Equipage verursacht hat, die an ihm vorüberfährt. Er sieht derselben drohend nach, und sagt die Worte:

„Do kumme si als de Zawwerer Stey era, henn ihr ganz
 „Ménage im Nasdichel am Stecke henke; derno, in e paar
 „Zähre fahre se in der Kutsch unn versprizze d'ehrl'je Litt,
 „unn bredd'je als von ihrem pays — Wackebumm! währsch
 „in dim Heckeland gebliwwe!

Deutsch: Da kommen sie als die Zaberer Steige herab, haben ihre ganze Ménage im Taschentuche am Stock hängen; hernach in ein paar Jahren fahren sie in der Kutsche, und besprizen die ehrlichen Leute, und predigen als von ihrem Pays — Bagabond! wärst' in deinem Heckenland geblieben.

Unter „Schwaben“ begreift man All' und Jeden, der von jenseits des Rheines hier eingewandert. Sie bestehen hauptsächlich aus Handwerkern aller Art. In der Zeit der Kaiserkriege, wo Alles was waffenfähig war in's Feld mußte, kamen schaarenweis junge Leute über den Rhein, um einestheils in ihrem Lande den Fahnen zu entgehn, andertheils hier Geld zu verdienen. Sie erreichten ihre Zwecke vollkommen. Von den Tausend und aber Tausend Franzosen, die über den Rhein gezogen, kehrten wenige zurück — die Eingewanderten wurden dadurch willkommen, ja man konnte sie nicht mehr entbehren. So bürgereten sie sich nach und nach ein; die vielen heirathsfähigen Mädchen, junge und alte Wittwen, suchten sich Männer unter ihnen, und so entstand in Straßburg gleichsam ein neues Geschlecht, das von seinen Kindern selbst mit dem Spottnamen „Schwaben“ bezeichnet wird. Unter „Straßburger“ endlich versteht man denjenigen Theil der Bevölkerung, der in Straßburg selbst geboren ist, sowie man die übrigen Elsässer kurzweg „Bure“ (Bauern) nennt.

Die politische Gesinnung Straßburgs, steht so ziemlich im Einklange mit den benannten drei Classen. Die erstere neigt sich zum juste Milieu, zu dem sich ferner noch wohlhabende Bürger

protestantischer wie katholischer Religion, niedere, doch noch gut bezahlte Beamte, und endlich Rentiers, die nicht zu viel, nicht zu wenig zu verzehren haben, bekennen.

Liberaler und Republikaner gibt es dagegen unter den beiden andern Classen, unter den durch hohe Abgaben gedrückten daher unzufriedenen Bürgern und Handwerkern, unter jungen Leuten aus allen Familien, schlecht besoldeten Beamten, wenig gefeierten Künstlern, schlecht bezahlten Professoren, unbekanntem Schriftstellern, im Avancement zurückgesetzten Offizieren u. s. f. Dazu gehören ferner noch eine Menge Refugiés aller Nationen, von denen Mancher für fünfshundert Franken jährlicher Renten eifriger Aristokrat würde und es sein Vebelang bliebe, gleichwie die erwähnten Bürger und Handwerker, wenn es einst dazu kommen sollte, ihr Toch, worüber sie so empört erscheinen, abzuwerfen, gewiß erst Haus, Hof, Waaren, Meubles und was sonst noch ihnen gehört, retten würden, ehe sie zu den Waffen griffen, um frei zu werden.

Unter der dritten Classe, also den „Straßburgern“, gibt es nun noch eine besondere politische Faction, die allein dem Legitimismus angehört. Es sind dies die fanatischen Katholiken, jene bekannte Corporation, die 1827 so heldenmüthig den berücktigten Mis-

sionen unter die Arme griff, deren Nachwehen noch heute im Elsaß zu verspüren sind.

Eine vierte Classe der Straßburger Bevölkerung würde nun noch sein, — der Plebs. Er ist hier *comme partout*, und seine Devise wie überall: „Wer mir am Meisten gibt, dem diene ich.“

Der Character der Straßburger im Allgemeinen ist kein besonders empfehlender. Aber wirft man einen Blick in die Geschichte Straßburgs, so findet man in den mannigfachen Schicksalen, die die einst so mächtige, reiche freie Reichsstadt erlebt hat, vielleicht einen Entschuldigungsgrund dafür. Nach und nach ihrer Macht, Rechte und Privilegien beraubt, dann verrathen und verkauft, zuletzt überschwemmt mit Krieg und Abgaben, das Alles konnte nicht vortheilhaft auf einen Character wirken, der zwar als höchst ehrenwerth bekannt, aber wie in allen freien Reichsstädten auch auf einen ungeheuren Stolz sich stützte. Der Stolz wurde gebrochen, neue Sitten, neue Einrichtungen fanden Eingang, Fremdlinge drängten sich ein, und so ist denn endlich im Laufe der Zeit der hochgerühmte Straßburger Bürgersinn und Character zu der Stufe herabgesunken, wo er, wie gesagt, nicht mehr sehr empfehlend ist. Man kann ihn für eine Mischung des Deutschen

mit dem
daß das,
Grob
gemeinen
beisammen
sind. W
klatschen
Gastfreu
lich, wo
Es li
bei beme
waren, u
leon gab
überzeug
viel De
Kch
sen sein
wenn ic
tion S
nach W
anzutro
zu lass
wesen
Die
von der
gants,

mit dem Französischen halten, wenn man zugiebt, daß das, was Straßburgisches darin, vom Uebel ist.

Grob und frech habe ich — allerdings im Allgemeinen — die Straßburger gefunden, wenn sie beisammen, feig und hinterlistig, wenn sie allein sind. Worte umzudrehen, gewaltig zu übertreiben, klatschen und schwätzen, verstehen sie vorzüglich. Ihre Gastfreundschaft ist europäisch, nicht aber orientalisches, wohl aber so ihre Eifersucht.

Es liegt kein Widerspruch darin, wenn ich hierbei bemerke, daß die Elsässer stets brave Soldaten waren, und wahrscheinlich noch sind. Selbst Napoleon gab ihnen dieses Lob, und zu meiner Freude überzeugte ich mich, daß der Kaiser hier viel, sehr viel Verehrer zählt.

Achtzehnhundert sechszehn muß es anders gewesen sein, und man wird es für fabelhaft halten, wenn ich erzähle, daß in jenem Jahre eine Deputation Straßburger sich zum Könige von Preußen nach Weissenburg mit der Bitte begaben, darauf anzutragen: das Elsaß zu seinen Staaten abtheilen zu lassen. Der Kaiser Alexander soll dagegen gewesen sein, wer weiß was sonst geschehen wäre.

Die Elsässer, große und kräftige Männer, sind von den Menschenhändlern die gesuchtesten Remplaçants, und es ist fast unglaublich, welche vorzüg-

liche Geschäfte jene Buben in dem schönen Lande machen. *Das ist ein sehr bedauerliches Uebel, das sich*

Die Straßburger Sprache — Gürtiger Himmel, was ist das für eine Sprache! Verfümmelteres, verdrehteres, widerlicheres, kurz schlechteres Deutsch spricht man in keinem andern deutschen Lande. Schweizer = Tyroler = Berliner = Kölner = Schwäbisch = Platt = Deutsch und alle andere unangenehme Mundarten sind, im Vergleich zu der Straßburger, immer noch Musik. So wenig ich im Anfang von diesem Kauderwälsch verstand, eben so wenig verstand man mich, der doch in der That eine nicht ganz schlechte Aussprache hat. Zuletzt begriff ich so ziemlich was man mir sagen wollte, doch habe ich herzlich über die wahrhaft tragicomischen Ausdrücke, die ich vernahm, lachen müssen. So z. B. nennt man eine Eidechse: Jungfra Sara; wo man *Salva venia* gebrauchen will, sagt man: mit *Salfinie*; kommt man in eine Familie, bittet die Damen sich nicht zu derangiren, oder dergleichen, so ist eine gewöhnliche Antwort: „D Sie beliebe zu *ferire*“ und so enthält noch unzählige andere lächerliche Worte und Phrasen das räthselhafte Straßburger Deutsch.

Sonderbar ist es, daß die jetzige Aussprache fast gerade so lautet, als man früher schrieb, wenigstens

geht es aus der folgenden Inschrift hervor. —
 (Jetzt findet man diesen Styl nur bei Caricaturen
 und in scherzhaften Gedichten, oder in Liebesbriefen
 der Straßburgerinnen de la basse classe.)

Das Haus stot in Gottes Hant
 Und ist im Spir Bad Gnent Do
 Die wand mit Quadersteinen
 Gmacht war zalt man 1576.
 in der Zit was es volent Do die
 Schwitzer von Zirch gnent
 frören in eim Dag herab mit Gwalt
 brachten mit in einen Hirsenin
 rechter Gestalt. Der war noch
 warm und sies dozu Stros-
 burg war das Schiesen das sag
 ich ouvermessen vf der mor
 rerstub war der gegegen, die
 Geschrift ist dorangemacht
 mer so firget das er bedraecht
 wau das Schiesen ward vo
 lent. Domit bring ich den
 Rimen zum end. - D. F. B.

Es bedarf keiner Erläuterung, worauf diese In-
 schrift Bezug hat, und ich wähle sie nur, da ich sie
 einst nach einem genommenen Bade von den Bains
 de Spire abgeschrieben, und sie mir denselben Dienst
 hier erweist, als ein Capitel aus den Chroniken je-
 ner Zeit.

Nachdem ich einige Zeit in der Stadt Metz gewohnt,

bezog ich ein Privatlogis, und richtete mich ein, wie es meine Verhältnisse mir leider vorschrieben.

Ich besuchte die Cafe's und Brasserien, machte gute und schlechte Bekanntschaften, und fand mich bald in das Straßburger Leben, denn es sagte mir zu, und es wird mich freuen, wenn die nachfolgenden Blätter wenigstens ein ziemlich deutliches Bild davon entwerfen.

Meine Absicht ist es nicht, Straßburgs Merkwürdigkeiten u. s. w. zu beschreiben, sie sind ja zu bekannt, und überdem muß ich gestehen, daß ich mich wenig um sie bekümmert. Was mir von ihnen nicht gerade im Wege lag, habe ich nicht einmal gesehn. Dahin gehört unter Andern das Denkmal des Maréchal de Saxe. Es würde diese Vernachlässigung unverzeihlich sein, allein ich führe zu meiner Entschuldigung an, daß ich mehrere Male an die heiligen Pforten St. Thomas klopfte, allein sie waren verschlossen. Zwanzig Sous aber für's Deffnen zu bezahlen konnte man mir doch wahrlich nicht zumuthen.

Für Reisende bemerke ich noch, daß wenn sie reich sind, sie ihr Absteigequartier im Hotel de Paris, oder im Maison rouge nehmen, und sind sie Aristokraten, das Café Adam besuchen mögen. Sie finden in diesen drei Etablissements, was sie nur ver-

langen können. Für minder Reiche sind die Stadt
 Meß, l'homme sauvage, la fleur, etc. so wie die
 Cafés: au miroir, Cadé, Baur, la lanterne, wohl
 rathsamer. Ich würde einen Bogen füllen, wenn
 ich Straßburgs sämtliche Gasthöfe, Cafés, Restau-
 rationen, u. s. f. anführen wollte, denn ihre Zahl
 ist Legion.

ste mich in
 schreiben.

graffieren, meh
 und fand mi
 enn es sagt ni
 n die nachfolg
 deutliches B

straßburgs Ab
 sie sind ja p
 sehen, daß it
 das mir von d
 be ich nicht ab
 dern das Deb
 wurde diese Ro
 in ich führe p
 mehrere Mal
 Kopsfe, allen
 ous oder sic
 doch wahrlich
 daß wenn si
 Hotel de Paris
 nd sie Ariffe
 en. Sie für
 sie nur vor

Der St. Simonist.

Gewiß ist Frankreich das einzige Land der Erde, in welchem junge Leute, wenn sie nur irgend einige Bildung genossen haben, oder genießen sollen, sich am Meisten mit Politik und jenen theilweis erlaubten, theilweis aber auch im Geheimen bestehenden Gesellschaften beschäftigen, die oft schon viel Unheil gestiftet, aber in der Regel auch Manches Gute hervorgebracht haben. Der Grund ist natürlich in der Pressfreiheit allein zu finden, denn wo gibt es noch eine solche Masse von Journalen, Zeitschriften, Brochüren u. von allen Farben, wie in Frankreich? Und wie leicht erklärlich ist es nun, daß ein junges, feuriges Gemüth von einem Journal bestochen wird, daß das Organ einer Partei oder einer Gesellschaft ist?

Ohne allen Zweifel ist in neuerer Zeit eine der sonderbarsten Gesellschaften die der St. Simonisten. Unendlich viel Gutes liegt in der Lehre dieser Secte,

daran kann Niemand zweifeln, aber zu früh ist sie gepredigt worden. Sie ist für unser Zeitalter ein Unding, ein Phantom, das nur noch Schwärmer anzieht. Ich habe eine St. Simonistische Familie gekannt, die in der That bei allen ihren Sonderbarkeiten so liebenswürdig war, daß ich damals wohl wünschte einer der Ihrigen zu sein, denn die Töchter des Hauses waren gar lieblich; allein ich war ja nach ihren Begriffen und Ideen ein Kezer, d. h. ein Mensch, mit dem man keine Gemeinschaft machen dürfte.

Später sah ich père Enfantin — ich hätte ihn mir anders gedacht.

Hier machte ich auch die Bekanntschaft eines Studenten der Medicin, der eine Zeitlang St. Simonist gewesen, und mir einige interessante Abschnitte aus dieser Epoche seines Lebens mitgetheilt hat.

Herr Hollinger war im hiesigen königl. Collegio, als er in seinem fünfzehnten Jahre zuerst eine St. Simonistische Zeitschrift zu lesen bekam. Er fühlte sich von der Lehre angezogen. Mit jugendlichem Eifer widmete er sich nun derselben, und zwar in einem solchen Grade, daß er in achtzehn Monaten Alles, was für und gegen St. Simon und seine Bekenner geschrieben worden ist, kannte, und mit Leib und

Seele ward er St. Simonist. Natürlich litten seine übrigen Studien nicht wenig dabei, und beinahe glaube ich, daß er über diese übel angewandte Zeit ein wenig Reue empfindet, den er will sein Examen machen, und muß das damals Versäumte jetzt durch doppelten Fleiß und mit doppelter Mühe nachholen.

Hollinger fühlte sich reif in die Gesellschaft einzutreten, die damals ihren Sitz in Paris hatte. Allein das in jener Periode (1832) von ihr in der Hauptstadt angenommene Princip sagte ihm nicht zu. Man hatte geglaubt, durch die vornehmsten Bestandtheile der menschlichen Gesellschaft, d. h. durch Künstler und Schriftsteller am besten auf das Volk wirken, am ersten reüssiren zu können. Man war noch reich; glänzende Soireen zogen immermehr Verehrer zu den St. Simonisten; Missionäre mit allem Erforderlichen ausgestattet warben in den größeren Städten; Zeitungen wurden gratis in die Provinzen gesandt, jedoch wahre Jünger waren selten. Bald aber traf die Gesellschaft ein harter Schlag — sie wurde arm, und siehe, da kam der wahre Geist über sie, sie sagten nun: Einsfleisch in das Volk, des Volkes Elend theilen, und dann es heilen.

Paris hat kein Volk, nur Pöbel, nach Lyon also hieß es, das ist die Stadt des Volkes. Unter

des bekannten Barrault Führung begab sich die Gesellschaft nach Lyon, und kaum dort installiert, und ihr verändertes Prinzip bekannt geworden, zog es Hollinger mit Macht zu ihnen hin. Er schrieb um Aufnahme in den Orden an den Chef; die Antwort desselben lautete:

„Matériellement nous vivons de salaire et de misère; moralement nous vivons de mépris et d'outrages; si tu te sens la force de supporter tout cela pour l'humanité — viens. Je t'embrasse.

Ton père Barrault.“

Ein junger, geschickter Bildhauer, Urie, theilte Hollingers Ansichten, und er war es der ihn abhielt Mantel und Uhr zu verkaufen, denn Gymnasiafen haben nie Geld. Hollinger lief von der Schule fort, Urie aus dem Atelier seines Meisters, um St. Smonistische Apostel zu werden. Sie kamen in Lyon an, und fanden bald das Hotel, oder wohl besser, die Caserne ihrer Glaubensgenossen. Man empfing die schon lange durch Correspondence bekannten Jünger mit offenen Armen, und das Erste was ihnen widerfuhr, war ihnen ein Beweis, wie streng man die Vorschriften und Gesetze handhabte. Man nahm ihnen nämlich Alles, was sie hatten, verkaufte es, und legte den Erlös in die gemeinschaftliche, sehr geschwächte Cassé. Dagegen erhielten

sie die übliche Tracht, die originell genug ist, um sie zu beschreiben.

Haare und Bart werden nie geschoren; ein rothes Barett schützt durch seinen obern Deckel das Gesicht gegen Regen und gegen Sonnenstrahlen, eine hellblaue Viteska, deren Kermel oben außerordentlich weit, nach der Hand zu aber eng anliegen, wird mit einem breiten, schwarzledernen Gürtel, durch eine messingene Schnalle, geschlossen. Die Brust bedeckt im Sommer eine weiße, im Winter eine rothe Weste, worauf mit großen Buchstaben der Name des Besitzers gestickt ist. Dieselbe wird auf dem Rücken zugemacht, und zwar durch eine solche Einrichtung, daß Niemand im Stande ist, sie selbst zuzumachen. Der Name auf der Brust soll ein Zeichen der Offenheit sein, die besagte Einrichtung an der Weste, eine sich alle Morgen wiederholende Erinnerung, daß ein Mensch allein nicht ohne Hülfe anderer existiren kann. Im Winter trägt man schwarze, im Sommer weiße Beinkleider, und eine Kette — die symbolische Geschichte des ganzen St. Simonismus — um den Hals. Das aber ist ein drolliger Schmuck! Die Glieder derselben sind von Messing, bis auf zwei, die von Stahl und von hochwichtiger Bedeutung sind. Ein Oblongum dieses Metall's stellt den seligen Grafen St. Simon

vor; ihm reihen sich mehrere seiner ausgezeichneten Bekenner an, die in messingenen Gliedern verewigt, entweder mit silberner, stählerner oder kupferner Einfassung geziert sind, je nachdem ihr Verdienst um den Orden größer oder kleiner war. In der Mitte dieser Glieder sieht man nun das zweite Monument von Stahl, in welchem acht kleine gelbe Ringe befestigt sind. Es erinnert dies an einen Apostel des Ordens, der von besonders hartnäckigem Character in Folge anderer Ansichten mit acht Gleichgesinnten sich von der Gesellschaft getrennt hat. Den Schluß der Kette macht eine blecherne Halbkugel sie bezeichnet — père Enfantin. Auf der runden Seite der Kapsel ist die Jahreszahl, in welcher der Besitzer in den Orden getreten, eingegraben, auf der flachen Seite liest man die Worte: à la Mère. So gewiß es in der Gesellschaft angenommen daß père Enfantin, der wahre Erhalter, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel des St. Simonismus ist, ebenso gewiß hofft er und seine Jünger, daß ihm ähnlich, ihm gleichthuend, ein Weib auf der Erde sich befindet, die würdig ist, seine Frau zu werden. Da sie nun aber bis jetzt noch nicht gefunden, wahrscheinlich sich auch nicht finden wird, so hat man ihr die flache Seite der Kapsel einstweilen dedicirt. Das Geschmeide wird so um den Hals gehängt, daß St.

Simon's Denkmal im Genick, père Enfantin's aber auf der Brust liegt.

In dieser Tracht nun, schlecht logirt, schlecht beköstigt, verargt es wohl Niemand unsern jungen Aposteln, daß sie dem St. Simonismus in der Wirklichkeit keinen rechten Geschmack abgewinnen lernten, und wer weiß, ob sie schon damals nicht zurückgetreten wären, wenn nicht ein Ereigniß sich zugetragen, daß unsern Hollinger so ganz und gar die Drangsale, Mühseligkeiten u. s. w. eines Apostels unserer Tage kennen lehrte.

Barrault, schön wie Apoll, riß den jungen Bildhauer zu einer solchen Begeisterung hin, daß er Meißel und Hammer ergriff, und anstatt St. Simonisten zu machen, die Büste seines Chefs verfertigte, die vollkommen gewesen sein soll. Diese Kunstfertigkeit, wie auch die ganz zerrütteten Finanzen des Ordens bewogen Barrault mit sieben seiner Jünger nach Egypten zu gehen; eine andere Mission ging in's mittägliche Frankreich, und Hollinger ward als Chef fünf Anderer nach St. Etienne gesandt, um dort zu lehren.

Jetzt beginnt eine traurige Catastrophe für den neuen Apostel. Von Morgens fünf bis Abends acht Uhr sieht er und seine Genossen, sich genöthigt für vierzig Sous, täglich Räder in den Fabriken zu drehen, wenn sie nicht verhungern wollen. Ganz erschöpft muß er am Abend noch seinem heiligen Amte nach-

kommen, wenn er seine Pflicht nicht verletzen will. So ertragen es die St. Simonisten in St. Etienne drei Monate lang, und vielleicht wären sie dort in ihrem Berufe zu Grunde gegangen, wenn nicht in dieser Zeit die nach dem mittäglichen Frankreich abgeschickte Mission dorthin zurück gekommen wäre. Das Schicksal dieser Brüder war womöglich noch beklagenswerther. In vielen Ortschaften geprügelt, in manchen sogar gesteinigt, hatten sie sich nur mit Mühe, und unter dem Schutz der Gensd'armerie von einem Orte zum andern begeben können. An Befehlungen war aber nicht zu denken gewesen.

In einem allgemeinem Kriegsrathe beschloß man Frankreich zu verlassen, und nach der Schweiz zu wallfahrten. Das zu dieser Reise erforderliche Geld schaffte man durch Verkauf einiger Pretiosen herbei, und da sich in Genf mehrere ihrer Freunde befanden, so brach man nach dieser Stadt auf.

Angekommen in Genf kündigte man eine Unterhaltung über den St. Simonismus an, und wählte dazu ein — Café. Die zahlreiche Versammlung hörte den verschiedenen Erklärungen und Unterhaltungen über eine so phantastische Lehre gelassen zu, und schien sich selbst an dem Gesange ihrer Jünger zu erfreuen. Allein man betrachtete wahrscheinlich das Ganze als eine Art Farce, und es entging den St.

Simonisten nicht. Machereau, ein Maler, trat ent-
rüstet auf einen Stuhl, und redete die Versammlung
an: „Als ich auf Euren Boden trat, nahm ich mir
vor zu sehen, ob ich in einem freieren Staate,
ein glücklicheres Volk um mich hätte, als in
Frankreich, woher ich komme, und welches eine Monar-
chie ist. Aber ich sah hier dasselbe wie dort, näm-
lich auf einer Seite reiche Bürger, welche in Müßi-
gang leben, auf der andern ein Volk, welches diese
Bürger mit seinem Schweisse ernährt, ein Volk, wel-
ches sclavenmäßig lebt!“

Das war den Schwizern doch zu arg — es
entstand ein gewaltiger Scandal. Man schimpfte,
verhöhnte die Jünger St. Simons, man rief fast
einstimmig: à la porte les St. Simoniens, und
lächelnd setzte Hollinger hinzu: hätten wir uns nicht
sogleich aus dem Staube gemacht, gewiß wir wären
zur Thür hinaus geworfen. Aber selbst noch auf
der Straße verfolgte man die Märtyrer mit Spott
und Hohn, ja Schlägen, Steinen und Tritten.
„Voyez les Galériens, la chaine encore au cou!“
rief man ihnen nach, und o Entsetzen, ein stämmiger
Alpensohn nahte sich Hollinger, und fragte ihn ver-
ächtlich: Connaissez vous le père Enfantin? „Oui“
— „J'ai fait souvent des parties de B. . . . avec lui.“
„Il a fait des parties de B. . . . autre fois, mais

il n'en fait plus aujourd'hui, car il estime maintenant trop les femmes.“

Der Gasthof rettete Hollinger und seine Gefährten von der weiteren Verfolgung der aufgebrachten Schweizer. Am andern Tage hatten sie in eigener Behausung noch manches Ungemach auszustehen, und viel hat nicht gefehlt, daß man einen der St. Simonisten ins Wasser warf. Ueber die Rhonebrücke gehend, wird er von drei Männern angefallen. Sie halten ihm seine schlechte, betrügerische Lehre vor, ergreifen ihn, tragen ihn zum Geländer der Brücke, um wie sie sagten: ihn die Wasserprobe bestehen zu lassen, und hätten wahrscheinlich Wort gehalten, wenn nicht drei ihrer Bekannten hinzugekommen wären, und für den Unglücklichen gebeten hätten.

In einem neuen Kriegsrathe ward der Rückzug nach Frankreich beschlossen. Die letzten Pretiosen, die noch einer der Gesellschaft besaß, wurden verkauft; man löste fünfzehn Francs daraus. Mit dieser Summe traten die Apostel ihre Reise gen Lyon an, was sechsunddreißig Lieus von Genf entfernt ist. Sie waren ihrer Zwölf, und langten in zwei und einem halben Tage vor Lyon an. Unterwegs ist's ihnen schlecht ergangen. Die letzte Nacht haben sie bei einem Bauer im Kuhstall zubringen müssen.

Am andern Morgen reichte die Casse gerade noch hin, für Jeden ein Schnäpßchen zu bezahlen.

Vor Lyon empfingen sie befreundete Brüder wohl mit herzlicher Theilnahme, aber helfen konnten sie ihnen nicht. Noch ein Mal griffen St. Simons Jünger müthig in die Räder der — Fabriken, und fristeten so ihr Leben im Schweiß ihres Angesichts. Drost dafür fanden sie in der eignen Lehre, aber gradatim verlor sich dieselbe bei Einem nach dem Andern. Mehrere folgten Barrault nach Egypten, Andere kehrten zu ihren früheren Beschäftigungen zurück, und Hollinger, der keinen Paß in's Land der Pyramiden erhalten konnte, schrieb seinem Vater: pater peccavi! —

Er verzieh' ihm, schickte ihm Geld und Paß, und rief ihn zurück ins väterliche Haus. So endete Hollingers St. Simonistische Laufbahn, in der er manches erlebt und erfahren hat, was ihn, wie man vermuthen sollte, gepäart mit den vielen guten Grundideen jener Lehre, zu einem anständigen, vernünftigen Mann hätte machen können, aber — — —

Lächerlich in der That hat der St. Simonismus geendet. Père Enfantin ist jetzt wohl bestallter Postmeister bei Lyon, Barrault ein beliebter Romanschreiber bei Metz! Armer St. Simon! Du müßtest Dich ja im Grabe herumdrehn, wenn Du das wüßtest!

Ein Tag aus meinem Leben in Straßburg.

Die Glocken des Münsters weckten mich mit ihrem dumpfen, schauerlichen Schall aus einem sanften Schlaf. Es war zehn Uhr Morgens an einem Sonntage. „Willst heute Dich amüsiren,“ sagte ich zu mir selbst, und bald war meine Toilette zu diesem Behufe geordnet. Ich hatte den Rest meiner Gasse zu mir gesteckt, und schwur ihm, meine Schritte nach dem Café Miroir lenkend, unbarmherzig den Tod, und wer es nicht weiß, den benachrichtige ich hiermit, daß mir derartige Schwüre stets heilig sind.

In den grandiosen Saal des Miroir's tretend, sah ich nur drei Personen in den Journalen wühlen, während vor ihnen eine Tasse Café au lait und einige Bröddchen standen. Zunächst dem Ofen kauerte ein kleines Männchen, dessen kluges Gesicht nur halb aus dem hochfragigen Kock hervorschaute, dessen dunkle Augen bald festgebannt auf dem Journal ruh-

ten, bald Blitze schleudernd über die Gesellschaft flogen. Sein Rabenhaar hing in ungekünstelter Frisur um das bedeutungsvolle Haupt, das von Kummer und Sorgen belastet schien. Diese interessante Person ist ein deutscher Hauslehrer von ausgezeichneten Kenntnissen. Sein reger Geist ließ ihn nicht länger in Deutschland, er ging nach Frankreich. Eine einträgliche Stelle in einer angesehenen Familie verlor er durch seine Religion, eine andere, weil er seinem Principal den Rang bei dem Kammermädchen abgelaufen, eine dritte gab er auf, weil seine Zöglinge zu unartig, zu dumm, und zu faul waren, und so fort war es ihm ergangen, bis er hier in Straßburg, ganz auf's Trockne gerathen, tolle Pläne faßte, vielleicht nur eben darum, weil er nicht mehr wußte wo hinaus. En attendant hat er sich auf Politik geworfen, und ist dem Miroir ein getreuer Gast von Morgens neun, bis Abends um dieselbe Stunde.

Sein Pylades stand wie immer neben ihm. Die feine, allerdings etwas abgetragene Kleidung verrieth Pariser Schnitt, seine Tournure den jungen Mann von Ton. Seinem hübschem, geistreichen Gesicht steht ein kleiner Schnurbart nicht übel, und eine gewisse Art Schlaubeit liegt in seinem Antlitz, die man, genau betrachtet, diplomatisch nennen kann. Vielleicht ist dies der Grund, daß er allgemein un-

ter dem Namen: „der Diplomat,“ wenigstens auf dem Miroir, bekannt ist. Der junge Mann besitzt ein außerordentliches Talent für Sprachen, er spricht mit Leichtigkeit fünf bis sechs, und versteht außerdem noch einige. Schade daß er seine juristischen Studien nicht mit Eifer betreibt, eine fixe Idee beherrscht ihn, die vielleicht nie reüssirt. Der Hauslehrer und der Herr Diplomat sind auf dem Casé unzertrennlich; still lesen sie die vorhandenen zwei- und zwanzig Journale, sprechen dann hebräisch, arabisch, englisch, türkisch oder italienisch, zanken sich gewöhnlich deutsch oder französisch, und sind die Ersten und die Besten auf dem Casé.

Die dritte Person saß in einer Fensternische vertieft in einem Journale. Ihr Aeußeres, bis auf einen eisernen, energischen Zug im Gesichte, hat nichts Auffallendes, aber in ihrem Innern glüht ein Vulkan. Es ist Rauschenblatt. Er lebt hier fast zurückgezogen, doch wirkt er für Deutschlands Freiheit, wie seine Vertrauten sagen, im Stillen.

Ich selbst ergriff ein Journal, trank eine Tasse Caffee, und setzte mich neben dem Diplomat. Nach und nach füllten sich die Säle, doch es herrschte eine tiefe Stille, denn Jeder las.

Gegen Mittag änderte sich die Scene, es wurde lauter und bunter; Studenten und andere junge

Beute vereinigten sich an kleinen Tischen, disputirten, tranken Bier, Glühwein, Punsch, rauchten Tabak und spielten um ihre Zechen. Das ist eine böse Gewohnheit! Ich spreche aus Erfahrung. Es geht ungefähr so dabei zu. Zwei Freunde trinken zwei Tassen Caffee mit einigen petits verres. „Spielen wir sie?“ „Warum nicht,“ „Ecarté, Piquet oder Billard?“ „Ecarté.“ „Garçon un jeu de cartes.“ Der geschäftige Garçon breitet nun einen grünen Teppich auf den Tisch, legt Karten, Tafel, Schwamm und Kreide darauf, und das Spiel beginnt. Zu beiden Seiten der Spieler drängen sich Neugierige, Niemand aber wagt's sich in's Spiel zu mischen. Ich habe nach hartem Kampf endlich verloren. Der Gewinnende sagt mir: so und so viel Sous annonce ich für Sie. Darauf geht er nach dem Comptoir, rechnet seine Zechen zusammen, und nennt den Namen desjenigen, der sie für ihn bezahlt.

Unterdes wandte ich mich an die Umstehenden: „Wer schuldet etwas von Ihnen?“ Ich. „Wieviel?“ Bierzig Sous. „Spielen wir sie?“ Warum nicht. Ich verliere abermals, man annonce wiederum auf mich. So geht es nun fort bis zu zwanzig, dreißig Franken, ja oft noch mehr. Gegen Abend hat endlich in der Regel Einer die ganze Consommation des Caffee's, für eine Tasse Caffee, oder eine

Flasche Bier, die er genossen! Mit finsterner Miene sieht man nun den Verlierenden eine Tafel ergreifen, um seine Berechnung zu machen. Ist sie in Ordnung addirt, dann erhebt er sich, begibt sich ins Comptoir und vergleicht sie mit dem, was auf ihn annoncirt ist. In der Regel stimmt Alles, er bittet darauf Herrn oder Madame Poirée es für ihn zu notiren, und seinen Mantel umhängend — wenn er nämlich einen hat, — schwört er fortgehend, hoch und theuer nie mehr zu spielen, und er hält's bis — zum andern Tage.

Während dies an den Tischen vorgeht, ereignen sich ähnliche Scenen an den Billards. Das eine derselben dient zum Poulespiel und es ist ein wahres Vergnügen demselben zuzusehn. Es gibt in Straßburg vorzügliche Billardspieler, ja Einige leben nur von und auf dem Billard. Wie in Paris so auch hier bemerkt man öfters Individuen, die dem Poulespiel mit einem sarcastischen Lächeln zusehn, sich mokiren, Rath ertheilen, u. s. w. aber selbst nie spielen. Das sind die Matadore in dieser Kunst, aber üben sie nicht mehr, indem der Cafetier ihnen eine wöchentliche Rente von zehn bis fünfzehn Franken zahlt, mit der Bedingung, an dem Poulespiel nicht Theil zu nehmen. Der Cafetier ist gezwungen dies zu thun, wenn er will, daß Poule

auf seinem Café gespielt wird, indem sich Niemand mit diesen Gewerbsritten in ein Spiel einläßt, indem er im Voraus überzeugt ist, zu verlieren.

Das Voulespiel ist ein angenehmes, aber theures Spiel, zumal hier, wo immer dabei gewettet wird.

Nachdem ich die Freuden und Leiden des Café's genossen, brach ich gegen fünf Uhr mit mehreren Bekannten auf zum Mittagessen. Meine Pension ist eine Studentenspension zweiten Ranges. Die Küche ist nicht schlecht, und der Preis nicht übertrieben. Wir tranken einige Flaschen Wein, und da ich mich zufällig erinnerte, daß mein Geburtstag sei, regalirte ich mit türkischem Apfelwasser, das ist bekanntlich: Champagner.

Ich wollte eigentlich, und wohl geziemte es sich, einige Betrachtungen an diesem für mich so wichtigen Tag anstellen, aber Gott mag's wissen, warum es mir nicht gelang. Es ist aber auch schwer für Unsererinen! Denn blicke ich zurück in meine Vergangenheit, da finde ich weiter nichts als: Thorheiten, getäuschte Hoffnungen, traurige Erfahrungen, und was noch dazu gehört; und denke ich gar an die Zukunft, da wird es mir im voraus schwach, also wird es wohl das Gerathenste sein, keine Betrachtungen anzustellen, die Gegenwart dagegen bestmöglichst zu genießen, und ruhig abzuwarten, was da kommt.

Erheitert verließen wir unsere Pension, und wahrlich ich fühlte mein Alter — heut' achtundzwanzig Jahre! — nicht im Geringsten. Wie es sich von selbst versteht, ging's wieder auf den Miroir. Wir tranken schwarzen Caffee, und die Hälfte der Tasse wurde in einen brulot monstre verwandelt, d. h. auf den Rest des Caffees — ungefähr die halbe Tasse — gibt man vorsichtig vier bis fünf Gläser Rum oder Cognac, legt den Löffel über die Tasse, mehrere Stückchen Zucker darauf, und zündet dann den Spiritus an. Ist der Geist ausgebrannt, der Zucker zerschmolzen, dann ist der brulot gemacht, und er ist ein ebenso starkes, als angenehmes Getränk. Ein eingeübeter Provisor, der sich zudringlich in unsere Gesellschaft gemischt, hatte die Ehre unsere Consommation zu bezahlen. Kurz nach sieben Uhr verließen wir den Miroir, und begaben uns in einen Tempel der Cerevisia, genannt poile des pecheurs. Einige dreißig Studenten, so wie mehrere Sous-aides des Militair-Hospitals waren hier bereits versammelt, und tranken das gute Bier, wie auch wir später, mit wahren Genuß. Gesang und lustige Unterhaltung verkürzte die Zeit ungemein; kein ungebührliches Benehmen, kein Zank störte die fröhliche Gesellschaft. Um zehn Uhr verließen diejenigen, die den um elf Uhr beginnenden bal masqué im Thea-

ter mitmachen wollten, die Brasserie, und ich war unter diesen.

Die Meisten, so auch ich, hatten noch vor Anfang des Balles Dies und Jenes zu besorgen, wir trennten uns daher mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens.

Ich nahm meinen Weg über die Rabenbrücke (pont des corbeaux) und blieb, gefesselt von einem zauberhaften Anblick, auf derselben stehen. Die rauschende Ill strömte gleich einem Feuerstrom unter meinen Füßen ihrer Bestimmung entgegen; wie schwarze Ungeheuer schaukelten sich schweigsam Schiffe und Barken auf ihren Bogen. Weithin schallte die Glocke vom Münster, Straßburg die zehnte Stunde verkündend, und wie in die Wolken gemauert erblickte ich die Krone des Riesenthurmes über den Dächern der nahen Häuser. Zu meiner linken das dunkle Gemäuer des Schlachthauses, weiter hinab die blendende Fagade des palais royal, zur Rechten der sich am Flusse hinziehende Quai mit hohen Häusern besetzt, inmitten die sich rasch dahinwälzende Ill, glühend im Scheine der vielen Laternen, — hatte dies Panorama wahrlich etwas Feenartiges! Mit dem letzten Schlage der Feierabendglocke wanderte ich weiter, doch noch ein Mal stand ich still, denn tageshell von der nahen Laterne erleuchtet, erblickte

ich am Schlachthause jene Inschrift, die groß und erhaben Straßburgs Bürgern zum ewigen Ruhme gereichen wird: Nous jurons d'être libre, où de mourir 1792. Das sind jene Worte, — das sind Worte die ein Volk groß, und glücklich machen können. Aber die, welche jene Worte sprachen und danach thaten, sind nicht mehr — Friede ihrer Asche! möchten ihre Nachkommen sie doch nicht vergessen!

Gegen Mitternacht erschien ich auf dem Maskenball, und der Anblick, der sich mir darbot, überraschte mich. Der aus Bühne, Parterre und Parquet geschaffene ungeheure Saal war glänzend erleuchtet. Eine unzählige bunte Menschenmasse wogte in ihm auf und nieder. Die gefüllten Logen zeigten brillante Toiletten, liebliche Masken, und ein Geräusch betäubte meine Ohren, das dem Gesumse eines millionenfach verstärkten Bienenschwarmes glich. Bald befand ich mich mitten im Gedränge. Die wie Kraut und Rüben unter einander geworfene Menge zertheilte sich plötzlich, so wie die rauschende starke Musik zu einem muntern Contretanz rief, und gewiß dreihundert Paare standen im Augenblick geordnet gegenüber. In der Mitte nahmen wir Zuschauer Platz.

So gut bekanntlich die Franzosen Contretanz tanzen, ebenso wenig verstehen sie das Walzen und

Gallopiren. Es ist eine Lust dem Ersteren zuzusehn. In graziösen Bewegungen, anmuthigen Stellungen, nicht zu affectirt, nicht zu steif, schwebt bei diesem Tanze gleichsam die Französin. Aber es ist zum Verzeifeln, wenn beim Walzen und Gallopiren hunderte von Paaren zugleich dahin rasen, keinen Tact haltend, keinen Begriff von diesen Tänzen habend. Wie die wilde Jagd tobt die tolle Menge im Saale herum! hier wälzt sich ein Paar am Boden, dort fallen drei auf ein Mal nieder, aber man kümmert sich nicht darum; über sie fort walzen, hopsen, laufen, gehen, gallopiren die Nachfolgenden, nichts vermag die wahnsinnigen Tänzer aufzuhalten, bis der letzte Bogenstrich ertönt. Und selbst dann gehts fort; man schreit, man brüllt bis! bis! bis! und noch einige Male muß herum gesprungen werden.

Wenige Herren erscheinen auf diesen Maskenbällen maskirt, dagegen ohne Ausnahme das schöne Geschlecht. Die Masken sind im Allgemeinen hübsch, die niedlichen schwarzen Domino's kleiden den Straßburgerinnen recht nett, und unter ihnen findet man in der Regel das Anständigste der anwesenden Damen. „Damen“, das ist gewiß artig! denn Alles, was Straßburg an öffentlichen Mädchen, Puzmacherinnen, Näherinnen, Wäscherinnen, Grisetten u. s. w. birgt, findet man hier vereinigt. Wohl mag

sich manch
nehme Dam
im tiefsten
len Claffen
dem Balle
oder die A
macht, ob
lung ihren
werden.

Im B
und erholt
schmack es
aber theuer

Ich ho
auch ich d
Es ist ja
gen Leuten
wiß nicht,
sette, erreg
Gefühle.

zen Dom
viel hätte
mis voyag
gen, die e
gräßlich
nößig, ein

sich manch' lusternes Bürgermädchen, manch' vornehme Dame einschleichen, aber das geschieht Alles im tiefsten Geheimniß und stundenweß, jene noblen Classen dagegen weichen nicht, bis die Wache dem Balle ein Ende macht. Es müßte den Eine oder die Andere eine einträgliche Bekanntschaft gemacht, oder von ihrem Liebhaber zur Pflichtersüßung ihrer Liebe gezwungen, früher fortgeführt werden.

Im Büffet, dem Tanzsaale gegenüber, erquickt und erholt man sich, je nachdem Cassé und Geschmack es erheischen. Die Consonnation ist gut, aber theuer; das Spiel ist verboten.

Sch halte es nicht für nöthig zu betheuren, daß auch ich die Dame meines Herzens bei mir hatte. Es ist ja in Frankreich einmal so Brauch bei jungen Leuten, sollte ich eine Ausnahme machen? Gewiß nicht, und ma semme, eine recht niedliche Grisette, erregte heute bei mehr als Einem verlangende Gefühle. Sie war in der That in ihrem schwarzen Domino keine der übelsten Masken, und nicht viel hätte gefehlt, daß ich einem zudringlichen Commis voyageur die süßen Worte und Versprechungen, die er en passant ihr sagte, bitter, d. h. handgreiflich beantwortet hätte. Doch es war nicht nöthig, einige vielbedeutende Blicke verschuechten den

Hasenfuß; kurze Zeit nachher schien er eine hagere Negresse erobert zu haben, die allzubekannt, nur noch von Fremden benutzt wird.

Von den vielen drolligen, auch hin und wieder witzigen Masken, erwähne ich nur einer, die allgemeinen Beifall erhielt. Es war ein „Robert Macaire“. Diese Personage, die Hauptrolle in einem gefeierten Lustspiele gleiches Namens, ist eine so bekannte in Frankreich, wie der Eckensteher Nante in Preußen, Staberle in Oestreich u. s. w. Aber Robert Macaire übertrifft sie Alle, er ist das non plus ultra eines abgefeynten, witzigen, gebildeten, wenn es sein muß, auch gemeinen Spitzbubens. Daher denn die unzähligen Carrikaturen, Bonmots, &c. in seinem genre.

Der junge Mann, der heute als Robert Macaire das Publikum so sehr amüfirte, machte ihm alle Ehre. Sein Costüm war unübertrefflich. Gelbe, enganschließende Nankinghosen reichten bis an die Knöchel und bedeckten weiße Strümpfe, die über der Ferse zerrissen waren. Auf den modernen Schuhen sah man noch Spuren von Lack, doch waren die Hacken übergetreten, und der kleine Zeh am linken Fuß blickte zuweilen durch. Der abgetragene blaue Leibrock mit gelben Knöpfen, in der Taille ein wenig zu kurz, reichte in spitzigen Schößen endigend bis auf die Hälfte der Waden herab, und

aus einer der Taschen hing ein gelbes Foulard, an dem man deutliche Spuren einer langen Dienstzeit bemerkte. Ein rothes, dickes, wollenes Tuch, nachlässig um den Hals geknüpft, zeigte auf der Brust eine künstliche, ja zierliche Schleife. Das batistene mit einem etwas zerdrückten Jabot besetzte Chemiset zierten zwei Knöpfchen von funkelnden Steinen. Die kirschfarbene, seidene Weste bedeckte nicht ganz den Hosensbund, woraus der üble Umstand hervorging, daß, wenn Herr Macaire tanzte oder sonst seinen Körper bewegte, zwischen Weste und Hose ein Hemd sich hervordrängte, das wohl verdient hätte, gewaschen zu werden. Auf den langen, schwarzlockigen Haaren saß feck auf einem Ohr ein schwarzer moderner Hut, doch zeigten Beulen und Flecke, daß er schon Manches mitgemacht. Die Glacé-Handschuhe schienen ursprünglich strohgelbe gewesen zu sein, jetzt konnte man ihre Farbe nicht mehr genau erkennen. In diesem Anzuge nahm sich das in einem schönen Bart, à la jeune France, versteckte schlaue Gesicht recht gut aus, und das Mienenspiel war vortrefflich.

Von einer Maske zur andern gehend, verließ er keine ohne einige beißende, witzige, oft aber auch schmutzige Worte. Und gewiß, wenn er seine Rolle nicht so gut gespielt, Herr Macaire würde öfter

Prügel bekommen haben. — Ich folgte ihm lange und ergöhte mich an seinen Späßen, bis er endlich eine hübsche Maske fast mit Gewalt zum Contretanz führte. Ich beobachtete ihn ganz in der Nähe. Seine Dame tanzte allerliebste, er aber noch besser, und so hatte ich denn Gelegenheit den berühmigten Cancan genau betrachten zu können. Die Namen der verschiedenen Touren dieses drolligen Tanzes sind mir meist entfallen, allein ich erinnere mich noch einer unter dem Namen: Napoleon auf der Vendomsäule.

Fast ohnmächtig vor Lachen bemerkte ich, wie Macaire etwas in seiner Tasche suchte, und als er es gefunden, in seinem Rockärmel versteckte. Seine Tänzerin kam auf ihn zu, um, ihre Hand ihm reichend, ronde zu tanzen. Gravitätisch streckte Robert die seinige nach der ihrigen aus, ergriff sie, und drückte mit einem süßen Lächeln ihr etwas hinein. Ein lauter Schrei entfuhr dem Mädchen, sie warf das Erhaltene auf die Erde, und floh wüthend in die Menge. Wir traten näher hinzu, neugierig, was Macaire seiner Tänzerinn geschenkt. Es war eine rohe Bratwurst. Der Schelm verfolgte die Fliehende. Ob er sie eingeholt, weiß ich nicht, aber verschwunden war er und seine niedliche Tänzerin.

Der heutige Ball wurde weder durch Zan

noch Schlägerei gestört — allerdings eine Seltenheit. Mehrere Bekannte mit ihren Frauen, und auch ich mit der meinigen, zogen uns gegen vier Uhr ins Buffet zurück, fröhnten Bacchus bis wir hinausgetrieben wurden, und führten dann unsere Damen nach ihren Wohnungen.

Mit dem Glockenschlage zehn am andern Morgen trat ich in mein Zimmer. Nur Vierundzwanzig Stunden war ich abwesend, aber ich hatte viel in ihnen genossen! Mein wüster, brennender Kopf, Müdigkeit und Mattigkeit im ganzen Körper, keinen Sous mehr in der Tasche, das waren mir schlagende Beweise dafür — allein Gründe für eine solche Feier meines achtundzwanzigjährigen Geburtstages zu finden, war mir nicht möglich. Gott, wär ich doch erst vierzig alt!

Allelei.

Das französische Militair hat, seitdem ich es nicht mehr gesehn habe, und aus ihm selbst getreten bin, manche Veränderung in Bezug auf Uniformirung erlitten. Die Dragoner und Uhlanen haben viel dabei gewonnen, vorzüglich die letztern, ja nach meinem Geschmack halte ich die Lanciers jaunes für die hübscheste Uniform der französischen Cavallerie.

Infanterie, Artillerie, kurz was zu Fuß ist, hat lederne Kamaschen bekommen, und wenn man einmal diese Fußbekleidung den Halbstiefeln vorzieht — welcher Meinung ich allerdings nicht bin — so erscheint mir die obige Einführung zweckmäßig vortheilhaft.

Die „Hähne“ auf den Schakos werden immer mehr den „Adlern“ ähnlich. — Wird der Tag, wo diese Metarmorphose wirklich vor sich geht, noch ein Mal erscheinen? Das ist doch eine ächte Frage an Frankreichs Schicksal.

Wächtiger
legte, erscheint
Peruffionsgen
beritts erhalte
sind zwar nicht
denn das ist
bedenkt, daß
nicht haben g
Die letzten P
derselben Zeit
schloß, während
à la peroussi
Straßburger
tes den M
bracht. Di
endlich imm
dem Parade
jetzt zwar
Grabe, welch
das ihm be
wird. Ma
wenn man
schmacklose
heuer wie
Schenkel zu
auf der Er
II.

Wichtiger für den Augenblick als das eben Gesagte, erscheint mir die beabsichtigte Einführung der Percussionsgewehre. Mehrere Regimenter haben sie bereits erhalten und Versuche damit angestellt. Sie sind zwar nicht so ausgefallen, als man vermuthet, allein das ist noch kein Beweis, zumal wenn man bedenkt, daß die Truppen in einer so kurzen Zeit nicht haben gehörig damit eingeübt werden können. Die letzten Proben in Metz zeigten, daß man in derselben Zeit zwanzig Mal mit Feuersteingewehren schoß, während man nur achtzehn Mal mit denen à la percussion feuerte.

Straßburgs Garnison hat im Anfang dieses Jahres den Manen Klebers ein sühnendes Opfer gebracht. Die Gebeine des großen Generals sind endlich inmitten seiner Vaterstadt beigesezt. Auf dem Paradeplatze zu Straßburg erhebt sich ein jezt zwar noch verhülltes Denkmal über seinem Grabe, welches des Helden, hoffentlich würdiger, als das ihm bereits auf dem Polygon gesezte, werden wird. Man kann sich des Lächelns nicht enthalten, wenn man beim Eintritt auf den Polygon dies geschmacklose Monument erblickt. Solch' ein Ungeheuer wie das Krokodill, welches Kleber in die Schenkel zu beißen droht, gibt es im Wasser und auf der Erde wahrlich nicht; solch' eine Palme

wächst unter dem Himmel nicht, und die Pyramiden haben vielleicht nur darin Aehnlichkeit, daß sie in Egypten wie auf diesem Denkmale von Stein sind. Als eine beißende Satyre auf das Ganze erschien mir der darauf eingegrabene Name des Verfertiger, er heißt: Malade.

Auf der andern Seite der Stadt, an der Straße nach Kehl, steht von Trauerweiden umschattet, des heldenmüthigen Desair's Denkmal. Sonderbares Schicksal zweier Helden und Freunde! Während Kleber unter dem Dolche eines fanatischen Muselmans, fern im heißen Cairo fällt, sinkt an demselben Tage Desair, als Sieger auf dem Schlachtfelde von Marengo. —

Eine vorzügliche Einrichtung für das Militair sind die Turnanstalten (Gymnases) Jede Division besitzt eine, und besteht dieselbe aus einem Director (Souslieutenant) nebst 8—10 Professoren (Unterofficieren.) Ich habe den Uebungen oft beigewohnt. Der Nutzen für das Militair ist augenscheinlich, wenn schon manche Einrichtungen und Gewohnheiten dabei etwas zu kindisch erscheinen. Bewunderungswürdig stark in allen Nüancen der Turnkunst ist Herr Buchholz, ein kleiner Voltigeur-sergeant des 18ten Linienregiments. Er hat den Ruhm der erste Professor des Gymnas' der 5. Militairdivi-

sion zu sein. Noch vor Kurzem war es den jungen Leuten der Stadt erlaubt, in dem Park Unterricht zu nehmen, allein Chicanen und Klatschereien haben diese Erlaubniß verwirkt. Jedoch ist es den Bekannten der Professoren nicht verwehrt sich mit ihnen im Park zu üben und zu amüsiren. Ich bin untauglich zum Ernnen, davon habe ich mich hier von Neuem überzeugt.

Die militairischen Bekanntschaften unter der Straßburger Garnison haben mir manche Annehmlichkeit verschafft. Jedoch ist es vor Allem das Corps der Unterofficiere, dessen ich rühmend erwähnen muß. Fast nur aus gebildeten, unterrichteten jungen Leuten bestehend, herrscht ein Ton unter ihnen, der so anständig als camaradschaftlich, so heiter als angenehm ist. In diesen Unterofficieren liegt die Stärke der französischen Armee. Sie sind es, die durch ihre Stellung, ihr Beispiel am Meisten auf die Soldaten wirken. Ist es nun nicht natürlich, daß die französischen Unterofficiere in Folge ihrer Zusammensetzung, ihrer Aussichten auf Avancement, ihrer ausgedehnteren Macht, größern und bessern Einfluß auf ihre Untergebenen üben, als in jenen Ländern, wo den Unterofficier nur die Dressen vom Soldat unterscheiden? wo seine Macht, seine Vorrechte so gering sind, wo er ewig verdammt ist, Unterofficier

zu bleiben? Cadetten und Avantageurs aber stehn jenseits des Rheines in einem so eigenen Verhältniß zum Soldat, daß nichts von ihnen in dieser Hinsicht zu verlangen ist.

Herr Grojean, Capitain der Artillerie und Commandant der Remonte, hatte die Güte mir die militairischen Etablissements Straßburgs zu zeigen. Das grandiose Zeughaus ist der Mühe werth zu sehen. Es herrscht eine ausgezeichnete Ordnung und Reinlichkeit in ihm, die Vorräthe sind immens. Die Fonderie, kürzlich durch einen Brand sehr gestört, arbeitet bereits wieder, und gehört gleich dem Zeughause zu den größten des Landes. Die Casernen sind alt, unzuweckmäßig gebaut, ungesund, und wie überall in Frankreich nicht besonders reinlich gehalten. Am schlechtesten aber sind die Quartiers der Citadelle, wahre Mördergruben. Ungesündere Casernen kann es nicht leicht geben, und es ist sehr betrübend, wenn man weiß, wie viel Kranke die Citadelle nach dem Hospital liefert. Die Citadelle selbst ist ein Prachtwerk Vaubans, ihren Eingang ziert die stolze Inschrift: nec pluribus impar. Ueberhaupt ist Straßburg bewunderungswürdig schön und stark befestigt. Die einzige schwache Seite der Stadt ist die nach Schiltigheim zu. Die Höhen vor diesem Dorfe könnten gut benutzt der Fe-

zung im
werden. E
der Stadt

Capitain
vieler Art
sein Café
sämmliche
schönes D
ist nicht z
im Geruch
derum nicht
diger und

Sch
rapporteur
ein Neve
in russisch
gel getöde
fluges Ge
sein Amt
das weiß
meisterba
sigt Giga

Straß
blicke aus
mentern
Befamtil

ftung im Fall einer Belagerung höchst gefährlich werden. Ein Fort würde hier in Verbindung mit der Stadt von großem Nutzen sein.

Capitain Grojean lud mich, nachdem er mir mit vieler Artigkeit so lange als Führer gedient, auf sein Café ein, d. h. auf das Café Lésèbre, wohin sämtliche Artillerieofficiere kommen. Es ist ein schönes Officiercorps, das der hiesigen Artillerie, das ist nicht zu leugnen, und wenn es auch ein wenig im Geruch der Aristokratie steht, so ist doch wiederum nicht zu leugnen, daß es bei weitem anständiger und gebildeter ist, als irgend ein anderes. —

Sch lernte auf dem Café Lésèbre den Capitaine rapporteur des 44ten Infanterie-Regiments kennen, ein Neveu jenes großen Generals, der bei Dresden in russischer Uniform von einer vaterländischen Kugel getödtet wurde. Capitain Moreau hat ein kluges Gesicht und zwar mit einem Ausdruck, wie sein Amt ihn erfordert. Was Geistes Kind er ist, das weiß ich nicht, aber versichern kann ich, daß er meisterhaft Billard spielt, und eine Fertigkeit besitzt Cigaretten zu machen, die Bewunderung erregt.

Straßburgs Garnison besteht in diesem Augenblicke aus drei Regimentern Infanterie, zwei Regimentern Artillerie und dem Bataillon Pontoniers. Bekanntlich hat Frankreich nur ein Bataillon die-

ser Truppengattung. Von der Infanterie und Artillerie sind einige Compagnieen und Batterien in der Umgegend detachirt.

Das zu einer so starken Garnison erforderliche Lazareth besah ich, gleich wie das Civilhospital, mit vielem Interesse. Beide colossale Etablissements befinden sich in einer musterhaften Ordnung. Ihre Einrichtungen sind so human als zweckmäßig, ihre Directoren sind Männer von Ruf und hochgeachtet. Es war Herr Aimé Robert, Doctor der Medizin, der die Güte gehabt mir das Militair- und Bürgerhospital zu zeigen. Mit Vergnügen erwähne ich diesen jungen Mann, der gewiß bald einen europäischen Ruf erlangen wird.

Herr Robert hat vor ungefähr einem Jahre eine Erfindung gemacht, die unstreitig für die Mediciner von besonderem Nutzen ist.

Schon als Knabe beschäftigte er sich zu seinem Vergnügen mit Arbeiten in Gyps. In der Folge zum Militairarzt bestimmt, entstand in ihm die Idee, den menschlichen Körper nach den Regeln der Anatomie in Gyps zu gießen. Durch jahrelange Versuche, nach unsäglicher Mühe, gelangte er endlich zum Zweck.

Herr Robert hat seine Erfindung in Frankreich bekannt gemacht, und kurz darauf ist er zum Mit-

glied der
der societé

Es ist
Erfindung
viele Jahre
führt sein

Ich ha
liche Thei
ähnlich sin

Es gehört
dazu, diese
die Cadave

gemalt wo
von der f

sichen Kö
Robert in
Bequemli

foren der
Doppelt

medizinisch
habe viele
in Athen

Kenntniß
der seinem
greift freu

glied der medicinischen Gesellschaft in Paris, wie der societé d'Emulation du Jura ernannt.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Erfindung in der chirurgischen Anatomie, da sie so viele Annehmlichkeiten darbietet, bald überall eingeführt sein wird.

Ich habe mehrere Piecen gesehn, die ich für wirkliche Theile eines menschlichen Körpers hielt; so ähnlich sind die Formen, so täuschend die Farben. Es gehört eine unendliche Geduld, unsägliche Arbeit dazu, diese Piecen zu verfertigen. Sie müssen über die Cadaver selbst gegossen, später ausgearbeitet und gemalt werden. Der Gyps ist gleich den Farben von der feinsten Qualität. Alle Theile des menschlichen Körpers, bis auf die feinsten, bildet so Herr Robert in Gyps treu nach der Natur. Welch' eine Bequemlichkeit für die Studenten, für die Professoren der Anatomie!

Doppelt willkommen wird diese Erfindung den medicinischen Anstalten der heißen Länder sein. Ich habe bereits den Director der medicinischen Facultät in Athen, Professor Maurocordato davon in Kenntniß gesetzt, und ich bin überzeugt, dieser Mann, der seinem Amte mit Umsicht und Liebe vorsteht, ergreift freudig eine Gelegenheit dem steten Mangel

an Cadavern durch Ankauf solcher Piecen zu entgehen.

Die hiesige Faculät der Medicin hat bereits Herrn Robert mehrere seiner Arbeiten abgekauft, und ihr Werth stellt sich alle Tage mehr heraus. In Freiburg im Breisgau, wohin Herr Robert vor Kurzem gereist, hat er die ehrenvollste Aufnahme gefunden. Man ist dort durchaus für seine Erfindung eingenommen, und die Universität hat ihm dies am deutlichsten dadurch bewiesen, daß sie vierzehn verschiedene Modelle bei ihm bestellt hat.

Bisher mußte Herr Robert seinen medicinischen Studien hauptsächlich obliegen, allein jetzt zum Doctor der Medicin im Civil ernannt, wird er sich vorzüglich seiner Erfindung widmen. Um jedoch das Geschäft großartiger anfangen zu können, will Herr Robert die deutschen Universitäten besuchen. Er zweifelt an der Theilnahme derselben um so weniger, da er in Freiburg so günstige Aufnahme gefunden. Gegen den Herbst tritt Herr Robert seine Reise nach Deutschland an, später besucht er Belgien und England. Er führt mehrere Piecen zur Ansicht bei sich. Nach seiner Rückkehr schreitet er sogleich zur Ausführung der ihm gemachten Bestellungen, da er das dazu erforderliche bedeutende Capital zur Disposition, und das hiesige Bürger- wie Militair-

hospital
Begünstig
darem ist
ihn sind.

Mit n
schen Facu
dung ges
keit dersel
auch in D

Am
völlig
einer Ein
ein Frau
Zwei jun
Bayerin,
hätte den

Die
voll, und
verdante
der Neug
mir bald,
wo aus ic
ten konnte

Die F

hospitäl zu seiner Verfügung, hat eine große Begünstigung, indem er so stets im Besitz von Cadavern ist, die unumgänglich nothwendig für ihn sind.

Mit mehreren Professoren der hiesigen medicinischen Facultät habe ich über Herrn Roberts Erfindung gesprochen. Alle stimmten in die Zweckmäßigkeit derselben ein; ich bin daher fest überzeugt, daß er auch in Deutschland reüssiren wird.

Am Tage nach der Besichtigung dieser für physisch Leidende bestimmten Hospitäler, folgte ich einer Einladung in ein moralisches Lazareth, d. h. ein Frauenkloster, in das Convent de notre Dame. Zwei junge Mädchen, eine Französin und eine Bayerin, nahmen den Schleier, — ich, wollte ich hätte den Wahnsinn nicht mit angesehen.

Die kleine Kirche des Klosters war gedrängt voll, und nur dem Herrn Abbé, der mich eingeladen, verdankte ich einen Platz in der vordersten Reihe der Neugierigen. Hier einmal postirt, gelang es mir bald, eine solche Stellung zu gewinnen, von wo aus ich genau die beiden Schlachtopfer beobachten konnte.

Die Französin, ein hübsches, zierliches Mädchen,

kniete mit Grazie auf ihrem Bänkchen, und las leise, aber mit bebenden Lippen ihre Gebete. Ihre Leidensgefährtinn repräsentirte vollkommen eine Bayerinn — starker Knochenbau, Fülle überall, und jene Physionomie, die man lieber in einem Tempel der Venus, als der Besta sieht. Beide waren weiß und kostbar angekleidet; weiße Blumen schmückten zum letzten Mal die schönen dunklen Haare. Die Wangen schienen mir unnatürlich roth — vielleicht waren sie geschminkt, was zu verzeihen wäre, da allem Anschein nach beide Mädchen sonst wohl leichenblaß gewesen wären.

Einige Verwandte der Französin, die hinter und neben ihr standen, schienen bei der Ceremonie mehr vergnügt als traurig — möglich der Erbschaft wegen. Gram und Kummer las man aber im Gesicht des Bruders der jungen Bayerin. Er ist Officier und kam hierher, seine Schwester lebendig begraben zu helfen.

Die Feierlichkeit dauerte lange, und da ich das barbarische Haarabschneiden und Umziehn der Kleidung nicht sehen konnte, so würde mir die Zeit gewaltig lang geworden sein, wenn ich nicht zufällig mit englischen Damen mich hätte unterhalten, die wie überall, so auch hier sich eingedrängt hatten. Sonderbar kam mir es vor, daß der Colonel des

29ten Infanterie Regiments, in einem dem Kloster gehörigen Gebäude wohnend, die Musik seines Regiments in die Kirche commandirt hatte, und so den unglücklichen Mädchen, gleichwie zum Todtschießen Verurtheilten oder zur Galeere Verdammten, den verhängnißvollen Augenblick doppelt fühlbar machte.

Beim Zuhausegehen zeigte man mir die Straße Graumann, in welcher Prinz Louis Napoleon nach seiner verunglückten Revolution von einem Tambour-Major arretirt ward. Daß der Prinz durch diese Straße sich retten wollte, zeigt von seiner wenigen Kenntniß der Localitäten, und daß er so schlecht reußirte von einem Character, der zu schwach ist irgend etwas Großes zu vollbringen. Hätten Kanonen gedonnert, wäre Blut geflossen, hätte Feuer den Himmel gefärbt, wer weiß, was geworden wäre! Die Nachkommen des größten Kaisers haben seinen Namen geerbt, aber Keiner von ihnen sein Genie, seine Thatkraft, seinen Willen.

Seinen Tambour-Major hat Louis Philippe mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, er mußte ihn aber bald in eine andere Garnison schicken, denn in Straßburg war er seines Lebens nicht sicher. —

Ich unterhielt mich später mit dem Herrn Doctor Rustan lange und angenehm. Herr Rustan, im Anfang der dreißiger Jahre Redacteur der Würz-

burger Zeitung, fand es für gerathen seinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Er hat sich hier durch seine Kenntnisse und seinen Fleiß eine so einträgliche als angenehme Stellung verschafft. Doch seine Pläne gehen weiter. Ist er, wie man zu sagen pflegt geborgen, dann beabsichtigt er sich allein der Literatur zu widmen. Lange schon arbeitet er an einem großartigen Trauerspiel, das er in München, nach Jahren vielleicht aber erst, zur Aufführung bringen will. Dann folgt ein philosophisches Werk, in welchem er der Welt zu zeigen hofft, worin die wahre Philosophie besteht. Wer mag ihm dazu nicht alles Glück wünschen?

Enger würde ich mich dem Herrn Doctor Rustan angeschlossen haben, wenn ich ihn nicht in zu genauer Verbindung mit einem Manne gewußt, dessen hohem Verstande und Kenntnissen ich alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, dessen Thun und Treiben aber ich nicht billigen kann. Es ist der bekannte Abbé Bautain. Wenn ein Diener Gottes aus seiner Religion, sei es welche es sei, ein Metier macht, so verliert er meine Achtung. Professor Bautain ist ein Profelytenmacher, und lächerlich kamen mir jene Brochüren vor, die als von den Abtrünnigen selbst verfaßt, ohne allen Zweifel aus seiner Feder geflossen sind, und im Publikum nach

Möglichkeit verbreitet werden. Einer von seinen Proselyten ist ein Sohn des reichen Ratisbonne!

Da unsere Ansichten über diesen Gegenstand durchaus nicht übereinstimmen wollten, so gaben wir der Unterhaltung eine andere und zwar fröhlichere Richtung. Wir schwelgten in den Erinnerungen an unsere Studentenjahre. Doctor Rustan hat lange und viel studirt, auch in Göttingen war er. Zu jener Zeit fand man dort viel junge Leute, die zwar einen adeligen Namen trugen, aber durchaus keinen Grund hatten auf ihre Ahnen stolz zu sein. Sie waren Früchte adliger Studenten mit Göttinger leichtfertigen Schönen, die leider weiter keinen Vortheil von diesen Verbindungen und Entbindungen genossen, als der Nachkommenschaft den Namen des Vaters geben zu können; denn damals galt noch das sogenannte „Vaterrecht“ auf dieser Universität. Die Sproßlinge dieser Ehen ernährten sich auf alle erdenkliche Weise, doch hauptsächlich durch die Feder. Vielleicht war auf diesen oder jenen Nachkömmling eines Studenten ein poetisches Fünkchen des Vaters übergegangen, denn auch Dichter gab es unter ihnen. Herr von Colon gehörte dazu. Er hatte durch seine poetischen Arbeiten hohen Ruhm erlangt; keine Hochzeit, keine Kindtaufe, kein Begräbniß fand statt, wozu er nicht Gedichte lieferte. Ich glaube dem Ruhme

des Dichters keinen Eintrag zu thun, wenn ich ein's
seiner Producte hier anführe:

Gedanken über den traurigen Tod der Jungfrau

Catherine Quentin

und ihres Bräutigams

Heinrich Solborn.

Verfaßt von C. W. v. Colon.

Göttingen 1828.

„Vierter Tag des herbstlichen Septembers
Warum bist Du unserer Stadt so Feind,
Die mit ihrem Publikum vereint
Wohlfahrt stiftet?! — Weg mit Euch Gespensters! —“

„Greuelscene soll ich hier erzählen
Die den Menschen zu dem Thiere schafft,
Die uns die Besinnungskräfte rafft,
Die das Herz des bessern Menschen quälen?“

„Nein, entfernt von solchen harten Töben
Will ich weiser Vorsicht zum Gedenk
Und dem Leiermanne zum Geschenk,
Großer Vater Deine Vorsicht loben!“

„Unter den so vielen Brüdern, Schwestern,
Die als Bürger unsere Stadt verehrt,
Denen Reichthum, Jugend, Glück bescheert,
Sollten Zweie sterben! es war gestern!“

„Von des Wahnsinns harter Kraft zerschlagen
Aufgereizt durch fürchtenden Betrug,
Eingeschlummert durch die inn're Lug,
Steigt der Mensch hinauf zum Todtenwagen!“

„Lieb' und Wahnsinn, die vereinten Gecken,
Die den Sturz so manches Wesen bringt,
Deren Foltern mancher Mund besingt,
Wollten, treue Liebende, Euch necken?“

„Necken nicht allein. Auch Todtengrüfte
Wurden durch sie, Eurem Ziel gesetzt.
Kugeln haben Euren Leib zerseht
Und die Seelen schweben im Gelüste!“

„Kurz der Bräutigam kauft zwei Pistolen
Wohlgeladen zu dem Mörderschuss.
Bringt dem Liebchen noch den Morgengruß
Und hält noch das Mordgewehr verholten.“

„Doch jetzt reißt der Vorsatz zum Entschlusse
Schnell durchkugelt er des Liebchens Brust,
Ach, verhaßt ist ihm die Lebenslust,
Und er fällt mit einem zweiten Schusse!“

„Schleier decke Dich auf ihre Leichen,
Deren Gräber für die Nachwelt stehen!
Es erfasst dem Dichter grauses Wehen,
Seinem Munde lastet fern'res Schweigen!“

„Seufzer nur und Bitten zu dem Vater
Können herzlich über'm Grabe flehn:
„Laß es nie noch ein Mal geschehn!“
Ewig unerforschlicher Berather!“

Diese traurige Begebenheit hatte einen sonderbaren Grund. Der Bräutigam, ein lockerer Bursch, hatte an Krankheiten gelitten, die ihm auf Erfüllung seiner ehelichen Pflichten wenig, auf Nachkommenschaft aber gar keine Aussicht gelassen. Er nahm

sich dies zu Herzen, und schoß sich und seine Braut todt. Lange quälte man sich mit Muthmaßungen und Vermuthungen über den Vorfall, bis endlich der Arzt, der den Bräutigam früher behandelt, aus der Schule schwakte. —

Wer wäre wohl in Straßburg gewesen und wäre nicht einem Mann in den Straßen begegnet, der ziemlich anständig gekleidet, in der Regel einen weißen Hut, einen Stocf in der Hand, ein braunes Kästchen unter'm Arm trägt, von zwei häßlichen, Pinscherartigen Hunden gefolgt, fast unaufhörlich mit vornehmer Stimme die Worte ruft: à deux liards le Berlingot à deux liards le Berlingot Bon pour la poitrine, l'estomac et le rhume Mellieur que le sucre d'orge, que le sucre candis! Dieser Mann ist der Marquis Berlingot, und ein Original, so originell es nur ein's geben kann.

Als jüngster Sohn der Familie ward er von seinem Vater, vor der Revolution natürlich, zum geistlichen Stande bestimmt, da seinen älteren, und namentlich dem ältesten Bruder das Vermögen zufallen mußte. Allein dem jungen Marquis sagte das Priesterleben nicht zu, er verließ heimlich das Seminar und begab sich auf gut Glück nach Paris. Jung und unerfahren war seine geringe Baarschaft

bald verthan; gelernt hatte er nichts, Verwandte konnte und wollte er nicht auffuchen. Hungernd und durstig durchwanderte er die Straßen der Hauptstadt, bis ihn plötzlich der Anblick eines Conditoreladens fesselte. Er betrachtete mit Freude die in den Fenstern aufgehäuften Leckerbissen, sein Hunger wurde beißender — er trat in den Laden. Eine alte gutmüthig aussehende Dame fragte nach seinem Begehr. Der entlaufene Seminarist erzählte offen seine Lage, bot sich als Lehrling in dem Geschäfte an, und ward sogleich angenommen. Sein fester Character machte ihm seine neue Laufbahn lieb gewinnen, er warf sich mit Eifer auf sein Geschäft und siehe, seine Bemühungen wurden gekrönt, durch die Erfindung jener Bonbons, die seinen Namen tragen. Die Erfindung brachte reichen Segen, und dem Marquis eine Frau. Er heirathete die Tochter seiner Principalin, nahm das Geschäft darauf selbst an, allein das Marquisenblut war noch nicht ganz aus seinen Adern gewichen — er machte Banquerott. Es blieb ihm nichts als sein Weib und seine Erfindung, mit ihnen zog er nach Nancy, versfertigte Berlingots, verkaufte sie selbst, half sich wieder etwas empor, und pilgerte dann gen Straßburg, wo er, wie beschrieben, seinen Handel schon seit langen Jahren treibt.

Die Berlingots sind eine gesunde, nahrhafte

Eüfigkeit, vorzüglich für Kinder, deshalb sind diese und ihre Wärterinnen dem Herrn Marquis, und dieser ihnen sehr gewogen. Sein Absatz ist bedeutend, sein Verdienst soll sich bis auf achtzehnhundert Franken jährlich belaufen.

Schon mehrere Male sind dem Bonbonverkäufer von seiner noch existirenden Familie Anträge gemacht diesen Handel aufzugeben, aber vergebens. Lüngst war der Chef der Familie selbst hier, und bot Alles auf den Bruder zu einem andern Lebenswandel zu vermögen. Sechshundert Franken Renten bis an sein Ende soll er ihm offerirt und ihm vorgestellt haben, wie er die Seinigen compromittire, ja deshonorire, aber wiederum vergeblich. Dem Marquis ist der Berlingots-Handel zur andern Natur geworden, er will ihn treiben bis ihn der Tod zu seinen Ahnen ruft. Man hat in mehreren Bildergalerien sein wohlgetroffenes Portrait ausgehängt; er preißt lauter seine Waare an, er schreitet stolzer dahin, wenn er an einem solchen Baden vorübergeht.

Die französischen Studenten.

Die Hochschüler Straßburgs mit denen einer deutschen Universität, in Bezug auf das sogenannte „Studentenleben“ zu vergleichen, geht wohl nicht gut an. Sie sind hier keine abgesonderte Kaste, kein bevorrechteter Stand, wie jenseits des Rheines. Verbindungen wie dort kennt man hier nicht, wer zusammen paßt, geht zusammen. Aus diesem Grunde kann man immer an bestimmten Orten, sei es auf dem Café, in einer Brasserie, oder in einem Garten seine Gesellschaft treffen. Der Ton unter den hiesigen Studenten ist ein bei Weitem anständigerer und höflicherer, als bei uns. Die Duelle haben, seitdem auch Frankreich sie verboten, sehr nachgelassen, doch fallen hin und wieder immer noch welche vor. Es herrscht dabei weniger Ceremonie und mehr Gefährlichkeit als in Deutschland. Kleinigkeiten, Neckereien u. s. w. ignorirt der französische Student in der Regel, aber wirkliche Beleidigungen vergibt er nicht.

sicher. Der Schuß fiel — die linke Seite meines Schnurrbarts fuhr mir stehend in die Wange. Hinter mir schlug zischend die Kugel in das Gemäuer. Langsam gingen wir aufeinander zu, man wollte uns versöhnen, aber der wilde C. benahm sich unanständig, und nicht viel fehlte zu einer Prügelei. Doch es kam glücklicherweise nicht dazu, und acht Tage später bot mir C. von selbst die Hand zur Versöhnung, indem er sein Unrecht eingestand.

Das zweite Mal hatte ich mit einem Mediciner, einer wahren Mißgeburt von einem Menschen, zu thun. Da er keine Waffe zu führen verstand, und bei den Loosen mir die Wahl derselben zufiel, so entschied ich mich für Säbel, in der angenehmen Hoffnung, ihm zu der von mir schon erhaltenen, kunstgerecht und kraftvoll applicirten Ohrseige, noch einige gehörige Flächlinge auszuwischen. Da seine, wie meine Secundanten — auf Säbel oder Floret nimmt man deren gewöhnlich zwei — von meinem Vorhaben unterrichtet waren, so wurde die ganze Sache mehr als Farce, denn als ein Duell auf Leben und Tod angesehen. Es schlossen sich noch mehrere Bekannte uns an; wir fuhren in zwei Barken die Ill herab, und suchten in der Ruprechtsau einen passenden Ort, fanden aber keinen. Wir kehrten bis nahe vor die

Wichtig: Das zweite Mal hatte ich mit einem Mediciner, einer wahren Mißgeburt von einem Menschen, zu thun.

Stadt zurück und begaben uns in die Festungswerke. Bald fand sich eine günstige Stelle, wir warfen die Kleider bis auf die Beinkleider ab, zogen einen Handschuh an, und erwarteten das Zeichen der Secundananten. Diese legten die Säbel in einer gewissen Entfernung von einander auf die Erde, traten zurück wie wir, vor, und hoben die Waffen auf. Jetzt rief man „en garde.“ Sogleich sprang ich einen kleinen Schritt vor, und hieb mit aller Force nach meines Gegners Brust. Der ungeschickte Teufel sah den Hieb, glaubte ihn mit dem linken Arm pariren zu können, und hat es sich so allein zuzuschreiben, daß er einen halb scharfen, keineswegs gefährlichen, aber doch schmerzhaften Hieb in denselben bekam. Lachend gingen wir zu Haus — später mußte ich schwer für dieses Abenteuer büßen.

Die Säbel bei solchen Duellen sind Artilleriesäbel, und denen der preussischen Uhlanen fast ganz ähnlich. Mensuren werden nicht genommen, kein Doctor geht mit, keine Binden und Bandagen hat man nöthig, — man duellirt sich viel bequemer und wohlfeiler in Frankreich, als in Deutschland.

So ungefähr wie ich diese beiden Duelle beschrieben, sind sie fast sämmtlich in Frankreich, natürlich laufen sie nicht Alle so gut ab. Ein Pistolenduell à bout portant, ein Zweikampf auf Messer, Dolche,

Büchsen, u. s. w. und ähnliche Tollheiten gehören auch hier, wie bei uns, zu seltenen Ausnahmen.

Wie fast jeder französische Student sa femme, son café, sa pension hat, ebenso wenig fehlt es ihm an einer Bierbrauerei. Die Wahl derselben ist schwer, nur sechs und achtzig schließen Straßburgs Mauern ein! Aber es ist auch ein herrlicher Stoff dieser Straßburger Gerstenast! Man trinkt ihn in Paris und Lyon, in Marseille und Brest, nach allen Gegenden Frankreichs wird er versandt.

Von Anfang Juni bis zur Mitte August trinkt man Lagerbier, in den übrigen Monaten aber sogenanntes „Junges.“ Welch wonniger Anblick ist nicht am Abend eine volle Brasserie! Im Sommer ihre mit Bäumen bepflanzten Höfe, im Winter die schönen Säle! Hier sitzt eine Bürgerfamilie vom Großvater bis zum Enkel an der Mutterbrust, dort politisirende und disputirende junge Leute, daneben ehrbare und auch nicht ehrbare Jungfrauen, weiterhin an einem Tisch lärmende Soldaten, an einem andern spielende Officiere, oder singende Studenten — Alles ist lustig und guter Dinge!

Wenig von Straßburgs sechsundachtzig Brassereien sind mir unbekannt geblieben, allein am meisten besuchte ich mit den Studenten den „Riesen,“ „den Sternenberg“ und „den Dauphin.“ Vor Allen den

Lehteren.
sein gutes
tung waren
— er birgt
ter und ein
Schmedt
ter, wenn
lein Soph
was ich i
Gewissen,
meine froh
Größer
nur bei hef
nannte „
ladet, der
können m
verglühen
genirter g
trinkt; M
ereien un
Wie
französis
für Soch
bräuchlich
Philistreff
der Blüte
11.

Letzteren. Seine Lage, der Kathedrale gegenüber, sein gutes Bier, seine schöne und reinliche Einrichtung waren es nicht allein, die uns an ihn fesselten — er birgt noch andere Schätze. Drei schöne Töchter und eine artige Mutter, darin liegt der Magnet. Schmeckt das Bier nicht besser, ist man nicht heiterer, wenn man in schöne Mädchenaugen sieht? Fräulein Sophie Lobstein hat manches Kännchen Bier, was ich im Dauphin zuviel getrunken, auf ihrem Gewissen, aber ich verzeihe ihr gern, denn es waren meine fröhlichsten Stunden, die ich dort zugebracht.

Größere Studentengesellschaften versammelten sich nur bei besonderen Gelegenheiten. Dahin gehören sogenannte „Soirées“, wozu in der Regel Jemand einladet, der ein Examen bestanden hat. Diese Soiréen können mit einer deutschen Studentenkeiperei allenfalls verglichen werden. Aber es geht hier lustiger, ungenirt zu. Wer singen will, singt; wer trinken will, trinkt; Niemand wird gezwungen, selten fallen Zänkereien und Forderungen an einem solchem Abend vor.

Wie die deutschen Studenten, so haben auch die französischen manche Benennungen und Ausdrücke für Sachen und Dinge, die nur unter ihnen gebräuchlich. Der Philister heißt hier „bourgeois; die Philistresse, bourgeoise; der Knote, musul; romain, der Büttel, paufen, se paigner; pumpen, boire ou

manger etc. à l'oeil"; und noch mehrere andere. Aber arm ist die französische Studentensprache demungeachtet, denn sie hat keine Benennung für jenes inhaltsschwere Wort „Kagenjammer.“ Wohl verstehe ich darunter, wenn ich am Morgen zu diesem oder jenem meiner Bekannten komme, und er hustend, räuspernd, blaß, matt, mit trüben Augen in seinem Zimmer umherschleicht, mir ärgerlich sagt: je suis malade, je suis f...., aber es ist nicht jenes poetische, alles dies Ungemach in sich fassende: „ich habe den Kagenjammer.“

Außer den früher erwähnten Maskenbällen, findet der Student für sich und sein Weibchen noch am Sonntag im Salon Français und Montag und Donnerstag auf dem poêle des cordonniers Gelegenheit seine Tanzlust abzukühlen. Im erstern Etablissement zahlt man vier, im letztern zehn Sous Entree. Die Damen sind zollfrei. Früher waren diese Bälle besuchter und amüsanter. Man tanzte „Cancans“, und den berühmten „Schautanz.“ Die Polizei hat den letztern ganz verboten, und Herr oder Dame die dabei ertappt, werden unbarmherzig zur Thür hinausgeworfen — kommen aber bald nachher wieder zurück. Außer Studenten und sonstigen jungen Leuten aller Klassen, erscheinen noch viel Unterofficiere, mitunter auch verkleidete Officiere

auf diesen Bällen, das weibliche Personal besteht aber nur aus Freudenmädchen und Grisetten. Polizeidiener und Wache sind immer zugegen; oft fallen hier mörderische Schlachten vor. In der Mitte des Saales steht ein Pfahl, an ihm ist ein Strick befestigt, mit welchem man die Tänzer anhält zum Bezahlen. Die Orchester sind erbärmlich, die Consonnation abscheulich.

Nach allem diesem ist es einleuchtend, daß der Student in Straßburg ein höchst fideles Leben führen kann, wenn er will. Aber eine Schattenseite hat ein solches fideles Leben in Straßburg, von der auch ich eine recht deutliche Beschreibung liefern könnte, wenn ich wollte. Ich meine die Reibungen, Bänkereien und zuletzt die in der Regel daraus entstehenden Schlägereien mit den musuls. Mehreren habe ich beigewohnt, viel Prügel dabei bekommen, aber auch viele ausgeheilt. Eine dieser Bataillen war großartig, da wie von Huon's Zauberhorn behert, urplötzlich alle sich im Dauphin befindenden Gäste daran Theil nahmen, und hätte die Sturmglöcke dem Kampfe kein Ende gemacht, so war wohl als gewiß anzunehmen, daß militairische Macht eingeschritten wäre. Messer, Schüssel, Gläser, Leuchter, Stöcke, Maäße und Kanetten waren die Waffen; zerrissene Kleider, Stiche, Beulen, zerschlagene Kno-

chen und blaue Augen die Folgen. Lachen muß ich aber immer, wenn ich mich eines echten Straßburgers (choucrôte oder tête casrrà französische Benennung dafür) erinnere, der vor dem Eingang des Dauphin's saß, mit beiden Händen seinen Bauch haltend — auf dem er ohne Zweifel einen gehörigentritt bekommen — und kläglich in seiner lieblichen Mundart die Worte stöhnte: „o des is doch wündig ambetant.“

Die Straßburger theilen die hiesigen Studenten in drei Classen, die etwas Originelles haben. Unter „Wälsche oder Faquins“ verstehen sie Mediciner und Juristen, die größtentheils wirkliche Franzosen sind und das meiste Geld besitzen und verzehren. „Deutschthümler“ nennen sie diejenigen Hochschüler aller Facultäten, die ohne Vermögen ein Leben führen, das dem der deutschen Universitäten ähnlich sieht, dieselben bilden Verbindungen, richten ihre Gelage u. s. w. wie dort ein, allein es hat keine Art damit, sie machen sich nur lächerlich und verächtlich durch ihre Feigheit. „Tonis“ endlich sind die katholischen Theologen, die für alle ihre öffentlichen Entbehrungen und Entfagungen von denen, welchen sie einst den Weg zum ewigen Heil zeigen sollen, diesen Spottnamen bekommen, der ungefähr dasselbe als: Einfaltspinsel bedeutet.

La C

Wer in

dem Quar

selbst darin

die pariser

ganzen die

und Trau

man dies

ist es mi

An

Pariser

jenen gro

und Hän

esprit u

Ander

dent schä

die ein a

tretenie,

so. Doc

La Grisette Strasbourgeoise.

Wer in Frankreichs Hauptstadt war, wer sich in dem Quartier Latin genau umgesehen, wohl gar selbst darin gewohnt hat, dem sind ohne allen Zweifel die pariser Grisetten bekannt. Ihr Ruf ist über den ganzen civilisirten Erdball verbreitet: denn in Lust- und Trauerspielen, in Romanen und Gedichten hat man dies niedliche, leichte Völkchen gefeiert. Anders ist es mit den Straßburger Grisitten.

An Schönheit des Gesichtes stehen sie ihren Pariser Schwestern nicht nach, aber sie haben nicht jenen graziösen Körperbau, jene allerliebsten Füßchen und Händchen, jene anmuthige *tournaure* und jenen *esprit naturel*, der die Pariser Grisetten vor allen Andern auszeichnet. In Paris würde sich ein Student schämen eine Grisette „*sa femme*“ zu nennen, die ein alter Junggesell, ein lüsterner Chemann entretenerirte, in Straßburg ist's aber fast durchgängig so. Doch dies hat auch seine gute Seiten, zumal

wenn man nicht sehr von der Eifersucht und vom Gelde geplagt ist.

Am Namenstage Louis Philippe's, der beiläufig gesagt ziemlich kalt und still hier gefeiert ward, führte mich der Zufall in einen Garten der Ruprechtsau. In einer Laube sah ich vier Mädchen sitzen, die alle hübsch waren, und deren Blicke wie Kleidung mir ihren Stand verriethen. Es gehörte hier nicht meine Dreistigkeit dazu, bald in ihrer Gesellschaft zu sein. Was meine geschwächte Cassé erlaubte, opferte ich dem fröhlichen Kleeblatte, denn daß ich nur borgen würde, davon war ich überzeugt. Um kurz zu sein, füge ich hinzu, daß ich keinen Korb erhielt, als ich nach dem abgebranntem Feuerwerk derjenigen dieser vier Damen, die mir am Besten gefiel, meinen Arm anbot um sie nach der Stadt zurückzuführen. Einige Minuten blieben wir noch im Gedränge zusammen, doch bald waren Marie — so mag sie immerhin heißen — und ich allein, gewiß hatten die drei übrigen Fräulein auch Begleitung gefunden.

Marie und ich, keine Neulinge in der Liebe und im Leben, verstanden uns bald. Ihre Verhältnisse erfuhr ich auf dem Reste des Weges zu ihrer Wohnung. Ich konnte sie an diesem Abend nicht in dieselbe begleiten, denn sie war nicht sicher ob ihr

„Alter“, wie sie sagte, nicht oben sei; sie lud mich dagegen folgenden Mittag ein.

Zur bestimmten Stunde fand ich mich ein, stieg zwei dunkle, enge Treppen hinauf, und traf meine Freundin in der Küche, Kartoffeln schälend. Die Küche, vier Fuß breit, drei und einen halben lang, enthielt einen bescheidenen Vorrathsschrank, auf dem einiges Porcellan stand, ein reinliches Tischchen, einen kleinen Feuerheerd mit einigen Töpfen und Pfannen und einen Goffenstein. Marie, in einem sauberen weißen Negligee, gefiel mir sehr, und das so kokett um den Kopf geschlungene Foulard, wie es nur Französinnen zu schlingen verstehen, stand ihr allerliebft. Sie schälte ihre Kartoffeln fertig, schürte das Feuer, wusch sich die Hände, dann führte sie mich in ihr Zimmer, dem die Küche als Entree diente. Wenig aber hübsche Meubles, drei Kanarienvögel in zwei Käfigen an der Decke, mehrere Bilder an den Wänden, auf dem Sopha eine Kasse, unter dem Spiegel verbrauchte Pappillotten, Kamm, Haarbürste und eine halbleere Pomadenbüchse, auf den Kommoden Blumenbouquets in Gläsern und Vasen nebst Caffeeservice und Trinkgläser, Hut, Shawl und Sonnenschirm auf dem Tisch, endlich noch ein wunderniedliches Mädchen von fünf Jahren am Fenster, — das Alles gehört in das Zimmer einer Grisette, die entretenirt ist.

Marie liebt ihr kleines Töchterchen zärtlich, obgleich sie den Vater desselben verwünscht, da er sie schon lange verlassen hat.

Auf der andern Seite der Küche war das Schlafgemach, wohin sie mich ebenfalls führte. Ein breites Bett für sie, ein kleines für ihre Tochter, ein Kleiderschrank, ein Tisch und zwei Stühle machten hier das Ameublement aus. Die im Ganzen herrschende Reinlichkeit und Ordnung nahm mich sehr für Marie ein, und ihre Offenheit in jeder Beziehung machte sie mir doppelt werth.

Ihr jetziger Unterhalter ist ein alter Brummbär und rasend eifersüchtig, aber nicht schlau genug für Marie, die längst den Doctorhut in der Grisettenfacultät erhalten, dabei eine große Körperstärke besitzt, und Furcht nicht kennt. Sie weiß jede Stunde, wenn er zu ihr kömmt, und langweilt er sie, so jagt sie ihn ohne Umstände weg.

Er traf mich eines Tages bei ihr, und ich mußte erstaunen, mit welcher Ruhe und Geistesgegenwart sie ihm erzählte, daß ich der Bräutigam einer ihrer Bekannten sei, und gekommen wäre, sie zu einer Partie mit meiner Braut einzuladen. Der Alte sah mich mistrauisch an; Marie machte mir ein Zeichen, ich empfahl mich, sie gab mir das Geleite bis auf die Treppe, dann noch einen Kuß, und

singend kehrte sie zu dem Angeführten zurück. „So ist dir's auch schon gegangen; dachte ich, und noch Millionen Andern.“ „Oft habe ich bei ihr gegessen, zumal wenn sie Sauerkraut und Schweinefleisch hatte. Besaß sie oder ich bei solchen Dinern Geld, so tranken wir Wein, besaßen wir keins, so waren wir mit Wasser auch zufrieden. Ihr Abendbrod besteht gewöhnlich in Caffee mit Syrop nebst einem Stückchen Brod, manchesmal aber aus Pasteten, Wein und sonstigen Delicatessen. Alles richtet sich in einer solchen Haushaltung nach den momentanen Umständen und Verhältnissen. Kleidermachen, Strümpfe stricken, Waschen, Bügeln, Kochen, Tanzen, das versteht Marie vorzüglich, Lesen und Schreiben wird ihr aber sauer.

Am besten haben wir uns in den Gärten vor Straßburg amüsirt. Sie zu diesem, ich zu jenem Thore hinausgehend, trafen wir uns dicht vor der Stadt, aßen, tranken, was uns schmeckte, und kehrten mit Thoreschluß zurück, um den Tag pflichtgemäß zu beschließen.

Marie liebt, wie auch ich, ein wenig den Wechsel in der Liebe, sie hat aber doch im Laufe ihrer Grisettencarriere etwas sehr oft gewechselt. Demungeachtet, und trotzdem daß sie Mutter ist, hat sie sich ungemein gut conservirt, und gibt allgemein noch

für eine der hübschesten Grisetten der Stadt, wenn schon man ihr nachsagt, daß ihre Manieren sich stark zu denen hinneigen, die der Classe von Mädchen eigen sind, welche moralisch und polizeilich tiefer als sie stehen.

So ist ungefähr das Leben und Treiben aller Straßburger Grisetten. Wer sich von ihnen ansüßren läßt, trägt selbst die Schuld. Ich kann mich über Marie nicht beklagen.

Straß
Die Hal
den, the
über die
im Berf
Trot
legt, alt
Eaterner
Gas —
ganz neu
Eine
vielen u
hübschen
Die
sind die
Contades
ste Spas
Amisem

Allerlei.

Strassburg verschönert sich von Tage zu Tage. Die Hälfte der alten Quais sind bereits verschwunden, theilweis führen schon neue schöne Brücken über die Ill, und wie man hört, soll thätig an diesen Verschönerungen fortgearbeitet werden.

Trottoirs von Erdpech werden fast überall gelegt, alte Häuser in neue verwandelt, die trübselige Laternenbeleuchtung verdrängt bald das helleuchtende Gas — in wenigen Jahren wird die Stadt ein ganz neues und schöneres Ansehn bekommen.

Eine große Annehmlichkeit Strassburgs sind die vielen und schönen Spaziergänge, wie auch die theils hübschen, theils eleganten Gärten vor den Thoren.

Die besuchtesten und vorzüglichsten der letztern sind die des Herrn *Bonnard* und *Lips* auf dem *Contades* und dieser selbst der beliebteste, anmuthigste Spaziergang. Wenn der *Jardin Lips* durch Amusements jeder Art das Publikum zu gewinnen

sucht, so zieht doch père Bonnard mehr durch reelle und ausgesuchte Bewirthung die vortheilhafteste Gesellschaft an sich. Er ist reich in seinem Garten geworden, Herr Lips wird, wie man sagt, täglich ärmer in dem seinigen.

Herr Bonnard, ein alter decorirter Officier des Kaisers, hat über den Arm der Ill, der an seinem Garten vorbeisließt, eine Kettenbrücke gebaut, über welche man zu einem tir au pistolet gelangt, der viel benutzt wird. Der Besitzer selbst ist ein vorzüglicher Schütze. Barken und kleine Rähne liegen für seine Gäste immer und unentgeltlich bereit.

Vor dem Hospitalthor liegt nahe an dem Kanal, der Rhone und Rhein verbindet, der Jardin Bourdon, dessen Besitzer Herr Louis Bourdon, mein Freund ist. Abgerechnet die unzähligen vergnügten Stunden, die ich hier zugebracht, bin ich Herrn Bourdon für sein in der That höchst freundschaftliches Benehmen, und zwar in einer sehr bedrängten, trüben Zeit für mich, meinen verbindlichsten Dank schuldig. Aber ich muß vom Jardin Bourdon mehr erzählen.

Der Besitzer, ein alter Chasseur de la Garde Napoleonienne, hängt mit Leib und Seele an dem Kaiser. Wie oft haben wir nicht über ihn gesprochen, wie manches Interessante erzählte mir nicht

Bourdon aus jener Zeit! Er hat bei Dresden und Leipzig gefochten — 1814 nahm er seinen Abschied. Die hundert Tage sahen ihn wieder unter den Waffen, er war Lancier, und lag in Straßburg in welchem Rapp commandirte, während es die Allirten belagerten. Wenn schon in dieser Zeit Rapp nicht so handelte, als man von ihm hätte erwarten können, so mag man ihn ebenfalls zu denjenigen Generälen des Kaisers zählen, die prophetisch genug, dem noch einmal ausblühenden Stern nur in soweit huldigten, daß sie in den Strahlen der nachher aufgehenden Sonne nicht zu fürchten hatten, verbrennen zu müssen. Rapp war überdem reich, Ruhm hatte er sich ebenfalls genug erworben, er handelte in Straßburg nicht gerade verrätherisch an seinem Wohlthäter, aber gewiß ist es, daß er hätte mehr thun können.

Waterloo entschied des Kaisers, entschied Frankreichs Schicksal — Straßburgs Belagerung ward aufgehoben, die Festung hatte ihre Jungferschaft bewahrt, aber ihre Mauern wurden der Schauplatz von etwas noch nie Gesehenem in der Militairgeschichte.

Das Lager von Illkirch und die Besatzung der Stadt verlangte einen rückständigen, mehrmonatlichen Sold, den, wie man als gewiß annahm, Ge-

neral Rapp erhalten hatte. Er wurde verweigert — eine Revolution brach unter den Truppen aus, die ohne Beispiel ist. Ein Sergeant übernahm das Commando der Division — kein Officier ließ sich blicken. Auf einem weißen Pferde ritt in seiner Unterofficieruniform der neue Befehlshaber durch die Reihen des Lagers, und die Straßen der Stadt. Ueberall gehorchte man ihm, die größte Ruhe und Ordnung herrschte. Rapp ward im Palais royal bewacht, und nur ein Gewaltstreich bezeichnete diese ewig denkwürdige Katastrophe. Der Kutscher des Generals wurde dabei ein Opfer seines Ungehorsams. Er fuhr mit einem mit Heu beladenen Wagen aus dem Palais, als die Schildwache ihm mehrere Male zurief anzuhalten. Er that es nicht, die Schildwacht kam ihrer Pflicht nach und schoß ihn todt. Man hatte vermuthet, daß in dem Heu der General oder Geld versteckt sei, allein dem war nicht so.

Die Antwort auf die Berichte von diesem Ereignisse kam endlich von Paris — man zahlte den Truppen den größten Theil ihres Soldes und entließ diejenigen, die entlassen sein wollten, in Frieden; der Kenker und Führer dieser Revolution, Sergeant Dalouzy, war noch 1830 Officier unter der Veteranen.

Bourdon nahm abermals seinen Abschied. En grande tenue wanderte er seinem Vaterhause in der

Stadt zu
Auf dem
der weiß
vom Ko
prangten
strafte
Bourbo
in's W
er mehr
Erlaubn
gerettet,
es schei
sichten
Ein
ter —
Freund
Sie spr
mich zu
„Du
cier d'A
sien dis
„que se
pour la
talent t
raison,
acquerir

Stadt zu, um für immer seine Uniform ausziehen. Auf dem Quai begegnet ihm ein Bürger, der mit der weißen Kokarde am Hut, ihm den Schapska vom Kopfe schlägt, an dem noch des Kaiser Farben prangten. Doch der alte Chasseur de la Garde strafte gebührend den Uebermuth des Freundes der Bourbonen: er ergriff den Grobian, und warf ihn in's Wasser. Bourdon floh nach Stuttgart, wo er mehrere Jahre zubrachte. Später erhielt er die Erlaubniß zurückzukehren — jener Bürger wurde gerettet, seit lange schon ist er Bourdon's Freund, es scheint, daß er Gelegenheit gefunden, seine Ansichten zu ändern.

Eines Tages — es war ein abscheuliches Wetter — kam ich zu Bourdon, wo ich nur seinen Freund und alten Waffengefährten M... antraf. Sie sprachen wie immer über den Kaiser, ich setzte mich zu ihnen.

„Du tems que Napoléon n'était encore qu'officier d'Artillerie, erzählte M... un officier prussien disait devant lui avec beaucoup de suffisance, „que ses compatriotes ne combattaient jamais que pour la gloire, tandis que les Français se battaient toujours pour l'argent.“ Vous avez bien raison, repondit Bonnaparte, chacun se bat pour acquerir ce qui lui manque. —

Obſchon es mir etwas unwahrscheinlich vorkommt, daß Napoleon in der Zeit wo er Artillerieofficier war, jemals mit einem preußischen Officier gesprochen, so gefiel mir die Anekdote doch so gut, daß ich mich nicht enthalten kann, sie hier zu erwähnen.

Von besonderem Interesse ist aber das, was ich von Herrn M und Bourdon weiter noch erfuhr.

Ueber die Ermordung der französischen Gesandten bei Raſtadt ſchwebte immer noch Ungewißheit — jezt nicht mehr. Wer den Befehl dazu gegeben weiß ich nicht, aber gewiß ist, daß ein Commando des 7ten Chasseur-Regiments, verkleidet in öſterreichische Husarenuniform, diese Schandthat verübte.

Vor einigen Jahren starb hier ein höchst geachteter, allgemein beliebter Veteran, der als Pseifer unter Louis XVI seine militairische Laufbahn begonnen. Der Republik diente er als Chasseur, ward unter Pichegru gefangen, nach Dalmatien geführt, kehrte nach seiner Ranzionirung zurück, trat von Neuem in Dienst und zwar als Chasseur in der Kaisergarde. Er brachte es in sieben und zwanzigjähriger Dienstzeit nicht weiter als zum Chasseur, aber das Kreuz der Ehrenlegion zierte seine Brust. Sein Name

ist Niehl — er war unter dem Commando, welches bei Rastadt die Gesandten zusammenhieb.

Sein Dienstfeiser, seine Treue, seine Tapferkeit hatten ihn dem Kaiser persönlich bekannt gemacht, oft erhielt er Proben seines besondern Vertrauens. Wichtige Depeschen übergab man ihm immer, man wußte, der alte Degen würde sie eher verschlucken, als ausliefern, im Fall er gefangen genommen würde. Als er nun nach so langer Dienstzeit in Straßburg seine letzten Tage in Ruhe zubrachte, waren Bourdon und M. . . . seine liebsten, trauesten Freunde, sie hatten ja mit ihm in demselben Regiment gedient.

Wie gewöhnlich saßen die drei Freunde eines Abends beisammen, und Niehl hatte viel von den Kriegen der Republik erzählt, als er plötzlich ernster wurde, näher an seine Kameraden rückte, und fortfuhr. „Seht ich habe Manches erlebt, viel Böses thun müssen, wenig Gutes thun können, wie das als Soldat nicht anders sein kann, aber etwas drückt mein altes Herz seit langer, langer Zeit, ich kann es nicht vergessen, wißt“ er schwieg einige Augenblicke, Bourdon und M. sahen ihn erstaunt und fragend an, dann setzte er leise hinzu: „Wißt, ich war mit bei Rastadt, ich

habe meine Landsleute umbringen helfen, es hat mir weh' gethan, aber ich mußte gehorchen."

Die Wahrheitsliebe des alten Kriegers verbürgt hier ein Jeder, der ihn gekannt, Niemand weiß sich einer Lüge von ihm zu erinnern, und was sollte ihn wohl bewogen haben sich zu rühmen, Theilnehmer einer so unedlen Begebenheit gewesen zu sein, wäre es wirklich nicht der Fall? — Niehl erzählte später die näheren Umstände des Mordes.

Am 2ten April 1797 wurde er mit neunzehn andern Chasseurs zu einer Patrouille commandirt, die ein Officier führte. Vor dem Cantonnement mußten sie östereichische Husaren-Uniformen und Waffen anlegen, dann begab man sich in das Gehölz vor Rastadt. Bald langten die Dpfer an, man hieb auf sie ein, und floh, als man glaubte ihnen den Garaus gemacht zu haben. Ob Papiere geraubt, wußte Niehl nicht, unversehrt kamen sie zu ihrem Regiment zurück, nachdem sie ihre Verkleidung abgelegt. Wohl fragten die Freunde den alten Chasseur nach dem Namen des Officiers, der jenes schändliche Commando geführt, aber er kam nie über seine Lippen.

Zum
den anger
links führt
Köhl. Di
schlechte,
aber auch
bey zwei
und erbärm
um dort se
mal kann
jüngern A
hier geh
allen deu
meren, re
als den
zwanzig
jen Tag
Verf
Straße n
noents,
wird. R
Wiesen n
gleicher U
Dieser
hängenwe
gehen, sel

Zum Austerlitzthore hinausgehend bieten sich drei angenehme Spaziergänge dar. Die Straße links führt über den kleinen und großen Rhein nach Kehl. Die Schiffbrücke über den letzteren ist die schlechteste, die der stolze Fluß trägt. Was Wunder aber auch? Sie gehört zwei Potentaten, und noch dazu zwei so verschiedenen. Wer schlechten Taback und erbärmliche Cigarren raucht, wandert nach Kehl, um dort seinen Proviant zu holen. Viel auf einmal kann man nicht herüberbringen, denn die französischen Douanen sind streng, aber man kann ja öfter gehen. Ich ziehe den französischen Taback allem deutschen vor; ich habe noch keinen angenehmeren, reineren und besser zu vertragenden geraucht, als den hiesigen „Gantine“. Das Pfund kostet zwanzig Sous, daher rauche ich denn auch den ganzen Tag.

Verfolgt man vom Austerlitzthor aus die Straße rechts, so stößt man auf den fossé des innocents, oder H... graben, wie er deutsch genannt wird. Rechts hinab läuft er zwischen Gärten und Wiesen nach dem Jardin Bourdon, links hinauf in gleicher Umgebung nach dem Jardin Zwief u. s. w.

Dieser H... graben soll vor Zeiten von den beklagenswerthen Geschöpfen, die ihm den Namen gegeben, selbst gegraben worden sein. Ihre Zahl hatte

so überhandgenommen, daß die Stadt zu ihrer Verminderung und wo möglichen Besserung diesen Kanal graben ließ.

Strasburg hat nie Mangel an Venuspriesterinnen gehabt, vielleicht aber jetzt weniger denn je. Saladin berichtet in seiner Chronik über diesen Gegenstand aus den Jahren 1618, 19 und 20 Folgendes:

„Es gab damals gar viel schlechte Weibspersonen, Kuppler und Kupplerinnen.“ Unter diesen nennt er eine gewisse Schreiner Martha, die im Jahr 1618, den 22ten September gefänglich eingezogen, und hernach mit dem Schwerdt gerichtet wurde, welche allein acht und vierzig Familien in großes Unglück, und zum Theil in tiefe Trauer versetzte. Denn sie bekannte auf siebenundzwanzig Ehemänner, unter denen adelige und Regiments-Personen waren; achtzehn ledige Jünglinge und drei Wittwer, die mit ihr in Unzucht gelebt hatten. Diese alle wurden gefangen genommen, mehrere von ihnen mit dem Verlust ihrer Ehre und die übrigen auf andere Weise hart bestraft.

Fräulein Martha Schreiner muß eine schöne, ächte Grifette gewesen sein!

Vier und zwanzig Jahre vor ihrem tragischen Tode scheint Strasburg gesitteter gewesen zu sein, denn in einer Polizeiordnung von 1594 heißt es

nur: „wenn ein Mann Ehebruch begehet, so soll er vierzehn Tage mit Thurmsstrafe belegt, aller seiner Ehren entsetzt, und auch künftiger Aemter unfähig werden; ist's aber eine Ehefrau, so soll sie außer der Thurmsstrafe zu keiner Hochzeit, Tanz oder Schmauß auf den Zunftstuben geladen werden; auch kein Gold, noch seidene Kleider tragen dürfen.“

Mit Fräulein Schreiner fing das Köpfen der Unzüchtigen an und endete mit dem kaiserlichen Notarius Daniel Steinz 1632. Nun wurde das Gesetz gemildert; 1656 peitschte man einen unzüchtigen Schiffsmann mit Ruthen zur Stadt hinaus, und steckte den berühmten Astronom Welper aus gleicher Ursach ins Gefängniß.

Jetzt bestraft man solche Vergehn ganz anders, d. h. Gottlob — gar nicht!

Einige hundert Schritt über den H...graben hinaus wendet sich eine Straße links; sie führt, mit schönen Bäumen besetzt, zum Polygon. Man findet an derselben im Jardin Leyser ein gutes Glas Bier, und einen ehrlichen Schwaben als gefälligen Wirth. Näher dem Polygon zu kann man bei père Janin gut frühstücken, muß es aber theuer bezahlen.

Herr Henry Hecht, ein reicher junger Mann aus einer der ältesten, angesehensten Familien der Stadt, est un peu original, mais tout à fait bon garçon. Ich verehere und liebe ihn, so wie ich ihm herzlich danke für die Freundschaft, die er mir erwiesen. Herr Hecht reitet mehrere Steckenpferde, dazu gehören vor Allem Hunde, Schiffe und Pferde. Ohne drei oder vier der ersteren sieht man ihn selten auf der Straße, und holte er sie sämmtlich zusammen, so belief sich mehrere Male schon ihre Zahl auf fünfzehn, sechszehn und siebenzehn. Für Pferde scheint seine Passion erst zu beginnen, ich wünsche ihm Glück dazu. Ein allerliebstes Schiff besitzt er aber, und ich beschreibe mit Vergnügen eine von den vielen Spazierfahrten, die ich mit ihm darauf an einem Julitage gemacht.

An der Wilhelms-Brücke lichteten wir den Miniaturanker seines Kutters, auf dessen Hintertheil die Flagge der Templer — denn Herr Hecht ist Chevalier des Ordens — grazios im Winde flatterte. Unter dem schönen pont du Genie durchlaufend, folgten wir dem Ill in die Ruprechtsau. An hübschen Gärten mit freundlichen Häuschen flogen wir schnell auf dem rasch strömenden Fluß vorbei, zumal eine günstige Briele unsere Segel schwellte. Kaum hatte Herr Hecht Zeit mir einiges über den Orden, dem

er angehört, mitzutheilen, als wir uns schon am Ende unserer Wasserfahrt befanden. Ich erfuhr bei dieser Unterhaltung, daß die Tempelritter in Frankreich sehr herab sind, in England dagegen floriren, und der bekannte Sir Sidney Smith ihr Großmeister ist. Mit Behmuth gedachte ich bei dieser Gelegenheit des herrlichen Malta's, und seines gefallenen, einst so glorreichen Ordens.

Wir stiegen am Ende der Ruprechtsau aus, besahen den Canal, der Rhone und Rhein nun bald ganz verbinden wird, mengten uns in das Gedränge um die Buden, verspielten einige Sous im Roulette, schoßen bei Herrn Bautreain mehrere Schuß mit Pistolen nach der Scheibe, ergingen uns in den Anlagen der Drangerie — die in wenigen Jahren recht angenehm sein werden — und kehrten in der prächtigen Platanenallee nach der Stadt zurück. Von der Ruprechtsau gelangt man in die Banzenau, eine anziehende, romantische Gegend, die aber zum Spazierengehn etwas zu entlegen ist.

Unserm Steuermann hatten wir Befehl gegeben mit dem Schiff allein den Strom heraufzufahren, und uns „au petit moulin“ zu erwarten. Als wir zu Fuß hier ankamen, war unser Essen bereits servirt, und die freundliche, niedliche Eugenie bediente

uns wie immer mit vieler Grazie. Au petit moulin ist und trinkt man vorzüglich.

Spät war es als wir in's Schiff stiegen. Langsam fuhren wir den Strom hinauf. An dem dunklen Festungsgemäuer vorüber gleitend passirten wir abermals die Genie-Brücke, und plötzlich ward uns ein feenhafter Anblick. Bald rosenrothes, bald blaues Feuer erleuchtete den obern Theil des riesigen Münsters, er schien ein fabelhaftes Ungeheuer, das seinen feurigen Rachen öffnete, um die Stadt zu verschlingen. Lange genossen wir dies bezaubernde Spiel, dann warfen wir Anker. Herr Hecht eilte zu seiner lebenswürdigen Braut, ich in den Bauch des Delphin.

Ein sonderbares Vergnügen stand mir hier bevor. Herr Bolmont, Student der Medecin, bot mir eine alte Ulmer Pfeife zum rauchen an, und als ich es that, bat er mich, zu rathen: aus wessen Pfeife ich wohl rauche? Ich rieth hin und her, löste aber das Räthsel nicht. „Diese Pfeife gehörte einst, sagte er endlich, dem Feldmarschall Blücher! Mein Onkel, ein Mühlhauser Advocat, wußte sie sich von ihm zu verschaffen, er war ein Narr um solche Sachen, und als er starb, erbt' ich sie von ihm.“

W. dem
nach Str
dichter Me
meine Blü
sehen, ab
als bis d
andern J
der Abfi
noch nie
in die an
Fischma
als ich z
lag — d
der entz
eingeprä
biude, un
ich über d
daß das
II.

Die Kathedrale.

An dem Tage, an welchem ich von Lauterburg nach Straßburg fuhr, benahm ein außerordentlich dichter Nebel jede Fernsicht. Vergebens strengte ich meine Blicke an, Straßburg und seinen Münster zu sehen, aber ich ward die Stadt nicht früher gewahr, als bis die Diligence durch das Thor rollte. Am andern Morgen stand ich früh auf, und ging mit der Absicht aus, die Kathedrale zu suchen. Ich war noch nie in Straßburg gewesen. Aus einer Straße in die andere wandernd wandte ich mich, den alten Fischmarkt heraufkommend, rechts in die rue mercure, als ich zufällig meine Augen erhob, und vor mir lag — der Wunderbau! Dieser erste Anblick war der entzückendste, er hat sich tief, ja auf ewig mir eingeprägt. Lange betrachtete ich das colossale Gebäude, und jemehr ich betrachtete, desto mehr staunte ich über dies, über Alles erhabene Kunstwerk. Schade, daß das Innere so wenig im Einklang mit dem

Neußern steht, aber auf der Welt soll, darf es ja nichts ganz Vollkommenes geben.

Wie oft ich den Münster bestiegen, wie oft ich ihn von unten bewundert, das weiß ich nicht, aber daß diese unzähligen Male noch nicht genug sind, fühle ich. Man sagt es gehörten Jahre ununterbrochener Betrachtung dazu, und doch soll man immer wieder neue Schönheiten an ihm entdecken.

Die Krone des Münsters zu besteigen ist nicht leicht. Ich würde Keinem rathen es zu thun, der nicht ganz frei vom Schwindel ist, denn die Höhe ist gewaltig und erregt bei weitem mehr Schwindel, als eine eben so tiefe Schlucht, oder senkrecht abgeschnittene Berge, Felsen u. s. w. Ohne eine Erlaubniß des Maire darf Niemand mehr die Kuppel besuchen. Streng ist es jetzt verboten, Namen einzuhauen, anzuschreiben u. s. w. Das ist vollkommen recht, und selbst der von Goethe widerte mich hier an, geschweige denn all die Fürsten, Grafen, Barone, Marquis und Gott weiß was für Hottentotten und anderes Gesindel. Im Fremdenbuch findet man hier wie überall in ihnen die Ausbrüche der sadestn Begeisterung, selten einige vernünftige Sachen, und herzlich mußte ich lachen als ich in demselben las, wie mehrere deutsche Jünglinge hier oben „Tod den deutschen Tyrannen geschworen“ und ei-

nige davon, wie ich ganz gewiß weiß, es gar nicht so böß meinen.

Einen wundervollen Anblick gewährt der Münster, wenn er illuminirt ist, sei es mit Lampen, oder durch bengalische Flammen. Es geschieht in der Regel an Louis Philippe's Namenstage und an den Julitagen, außerdem bei besonderen feierlichen Gelegenheiten.

Als ich das letzte Mal hinauffstieg, hatte ich mich vorbereitet, würdig von dem Wunderbaue Abschied zu nehmen. Es geschah.

Hinauffsteigend dachte ich an das, was ich in meinem Leben alles Merkwürdige gesehn, was ich Süßes genossen, und es fiel mir ein, daß ich St. Peter gesehn, vom St. Marcusthurm die wunderbare Venetia beschaut, auf den Ruinen Carthago's gekämpft, aus dem Styr getrunken, in Athen gewesen, den Unterrock der heiligen Jungfrau, die Windeln ihres Sohnes betrachtet, manch' schönes Weib geherzt, manch' schönes Mädchen geküßt, daß ich preussischer Soldat gewesen — wahrhaftig! Alles süße Erinnerungen und Genüsse! Aber heute wollte ich mir einen Genuß bereiten, so raffinirt, so ausgesucht, wie ich noch keinen genossen. Urtheile man, ob es mir gelungen.

Eine Flasche Campagner hatte ich zu mir gesteckt, ma femme begleitete mich. Wir langten auf den

vier Thürmen an, als die Sonne eben noch über die Spitzen der Voghesen hervorblickte. Ich schloß mein Mädchen in den Arm; ich schaute hinein in das blühende Elsaß, ich sah hinüber nach dem deutschen Lande, ich folgte dem mächtigen Rhein, der gleich einer ungeheuren silbernen Schlange sich dahin wälzte; meine Blicke schweiften von den dunklen Voghesen zu dem noch hellerleuchteten Schwarzwalde, und all die Städte, Dörfer, Wälder und Flüsse überschaute ich — ja bei Gott, das ist ein Panorama einzig in seiner Art! Und als ich lange an diesem bezaubernden, goldenen Bilde mich ergöht, öffnete ich den schäumenden Wein, trank auf das Wohl meiner Freunde, meiner bittersten Feinde, und vergab ihnen, wie einst mir selber vergeben soll werden.

Dann aber flüsterte ich meinem Liebchen einige Worte zu

Die Sonne war verschwunden, noch ein Mal schaute ich hinüber nach dem deutschen Lande, aber die Nacht bedeckte es schon mit ihren Fittigen — da dachte ich wie einst Heine's = Lannenberger auf dem St. Gotthard:

„Und als ich auf dem Münster stand
 „Da hört ich Deutschland schnarchen.
 „Es schläft da drüben in sanfter Huth
 „Von siebenunddreißig Monarchen.“

Saverne, Ende November 1839.

An einem trüben, nassen Tage, in der Mitte des November, bestieg ich vor Straßburg Frankreichs schlechtestes öffentliches Fuhrwerk, die Savernoise, um Saverne und meine dortigen Bekannten zu besuchen. Zum Glück hatte man mir in dieser Marterkammer — denn so die Savernoise zu nennen, ist gewiß nicht übertrieben — einen Platz im Coupé genommen, allein wie mich stets ein Unstern begleitet, so führte er mich auch dieses Mal in die Mitte zweier Personen, also doch auf einen erbärmlichen Sitz.

Es war ein Ehepaar, welches ich auf diese Weise zu trennen gezwungen ward. Das feiste Gesicht des Mannes blickte wie der Vollmond oft aus dunklem Gewölk, aus seinem Mantel und unter der Mütze hervor, und der Raum, den er einnahm, verrieth einen eben so feisten Körper. Er schien nicht ganz behaglich placirt zu sein, denn oft blies er gleichsam Seufzer von sich, die mich, allerdings etwas sonderbar, auf den Gedanken brachten,

daß er ein Windmüller sei. Seine Gemahlin war von zierlicheren Formen als er, und obgleich ich nicht das Glück habe sie zu kennen, so fand ich doch zwei höchst lobenswerthe Eigenschaften an ihr. Zuvörderst erlaubte sie mir eine Pfeife rauchen zu dürfen, und zweitens führte sie eine Menge Spielsachen bei sich, die für ihre Kinder bestimmt waren. Die Art und Weise, wie sie sich ausdrückte, ihre Kleinen damit zu erfreuen, ließen auf eine liebende Mutter schließen — immerhin für mich eine angenehme Bemerkung.

Die zehn lieues von Strassburg nach Saverne legte die Savernoise in sieben und einer halben Stunde zurück, und an Leib und Seele zerschlagen erreichten wir gegen eiss Uhr Tabernae, wie es die Römer nannten. Ich eilte nach dem hôtel de la Poste, wo ich mich recht gut aufgehoben fand, und bald die ausgestandenen Leiden vergessen hatte.

Es gibt zwischen den Voghesen und dem Rhein drei Zabern, die wahrscheinlich die tres Tabernae Caesaris sind, und jetzt durch die Zusätze: Rhein-, Berg- und Elsaß-Zabern von einander unterschieden werden.

Saverne ist der Geburtsort eines Freundes von mir und er wie seine Familie befinden sich hier.

Ich schrieb dem Freunde am andern Morgen einige Zeilen, und bat ihn mich zu besuchen.

Inzwischen machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Ich mußte übertreiben, wenn ich Zabern hübsch nennen wollte, allein die Umgegend erschien mir, wenn schon im tiefen Herbst, ungemein schön.

Vor der Revolution residirte hier der Cardinal Rohan, und wahrscheinlich war damals mehr Leben in Saverne als jetzt. Das schöne, grandiose Schloß, welches er aufgeführt, aber leider nicht beendet hat, giebt einen deutlichen Beweis von seinem Reichtum und seiner Prachtliebe, und ewig Schade ist es, daß ein so herrliches Gebäude nun fast unbenutzt dasteht. Man sagt, Louis Philippe habe die in Böhmen ansässigen Rohan-Rochefort nach Frankreich zurückgerufen, und da dieser Zweig der Familie der reichste ist, so wäre es wohl zu wünschen, sie brächten das Schloß des Cardinals wieder an sich. Die Stadt forderte gewiß nicht viel dafür, und gern würde es sie sich jetzt gefallen lassen, wenn über dem Eingang des Schlosses wieder das Rohan'sche Wappen prangte, selbst mit seiner stolzen Devise: *Roi ne pus, prince ne daigne, Rohan je suis.*

Schöner und stolzer als diese Devise finde ich die Antwort, die einst Catharina von Rohan Heinrich dem Vierten gab, als er ihr Liebesanträge

machte. „Ich bin zu arm, Sire, um Ihre Gattin zu sein, und von zu gutem Hause, um Ihre Dirne zu werden.“

Für Familien wie die der Rohan und mehrere andere in Frankreich, die durch ihr Alter, ihren Reichtum, ihren Ruhm so lange glänzten, finde ich Wappen mit passenden Devisen recht hübsch, und unstreitig ist die der Herren de Couffy eine der bemerkenswerthesten:

Je ne suis roi, ni prince, ni duc aussi,

Mais je suis le Sir de Couffy.

Allein wer würde nicht lächeln, der je in dem Hause des Grafen St. Cyr in Paris war, und jenes Frescogemälde bemerkt, welches die Arche Noah's zeigt, und in dem Augenblick, wo er in das schützende Gebäude treten will, sich ihm ein Mann in St. Cyr'scher Livree naht, ihm ein Paket übergiebt, und die Worte sagt, die daruntergeschrieben sind: „Herr bewahret den Stammbaum der Familie St. Cyr.“

Auf meinem Rückwege zum Hotel begegnete ich den Herrn Voué K . . . dessen Bekanntschaft ich vor einiger Zeit in Straßburg gemacht hatte. Er kam vom Tribunal, und bald wäre ich an ihm vorbeigegangen, da ich ihn in seiner Toga und Toque

nicht wieder erkannte. Wir verabredeten, uns am Nachmittage auf dem Café Burkhard zu treffen, welches das angesehenste und besuchteste in Saverne ist.

Ich wartete nach dem Essen nur kurze Zeit auf dem Café, als Herr K... und bald darauf auch mein Freund eintraten. Vor Freunden, wie diese Herren mir sind, habe ich keine Geheimnisse. Beide gaben mir neue Beweise ihrer Theilnahme und Freundschaft. Mit Vergnügen aber nahm ich das freundliche Anerbieten des Herrn K... an, bei ihm zu wohnen, so lange ich in Saverne zu bleiben gedachte.

Am folgenden Tage ließ ich meine wenigen Effecten zu ihm bringen, und ward auch von seiner Gemahlin auf's artigste empfangen. Madame K... eine schöne, junge Frau ist aus Straßburg und genießt an der Seite eines braven, rechtschaffenen Mannes das Loos, welches sie verdient.

Seit lange habe ich den Genuß entbehrt einer Familie anzugehören, die mich als zu ihr gehörig betrachtet. Herr und Madame K... behandeln mich so, und ich muß gestehen eine liebevollere, gastfreihere Aufnahme kann man nicht finden.

Sehr bedauere ich, daß Herr K... seit lange schon kränkelt, ohne eigentlich krank zu sein, und so

*

in einem immerwährend reizbaren Zustand sich befindet, auf den die geringste physische oder moralische Aufregung einen sehr ungünstigen Einfluß übt. Es ist ein Unglück eine solche Krankheit, bei welcher die Einbildung stets die Hauptrolle spielt. Ueber diese Art Krankheiten könnte ich Bücher schreiben, vorzüglich über Migraine, die ich zwar selbst nie gehabt, aber doch wahrlich zur Genüge an einem Andern beobachtet habe. Die Migraine, von der ich spreche, ist der literarischen Welt aus drei Weltheilen bekannt geworden, und ich kann versichern, daß es nichts Eigensinnigeres, Sonderbareres giebt, als eine fürstliche Migraine.

Wie sich von selbst versteht, säumte ich nicht den Aeltern meines Freundes Oscar Visite zu machen. Der Vater, unter dem Kaiser Kapitain in der Garde, verlor bei Friedland ein Bein, und heirathete demungeachtet seine jetzige Frau, mit der er in Berlin Bekanntschaft gemacht hatte. Wie Napoleon stets für seine Officiere sorgte, so that er es auch für Herrn B. . . . Eine Dotation in Italien, Ernennung zum Reichsbaron, eine anständige Pension und eine einträgliche Civilversorgung in Saverne war der Lohn für die ehrenvoll geleisteten Dienste und Ersatz für das verlorene Bein. Natürlich hat er nach Napoleons Verbannung jene Dotation verloren, und

selbst die Pension ist geschmälert, allein er bekleidet nach wie vor seine Stelle in Saverne.

Die allgemeine Achtung, die Herr B. . . . genießt, stützt sich auf seinen unbescholtenen Character, seine Rechtschaffenheit und jene offene, freie Art und Weise zu handeln, die alten Soldaten eigen ist. Ich liebte Vater B. . . . schon ehe ich ihn gesehn hatte, denn sein Sohn Oscar hatte mir ihn geschildert, mir seinen Lebenslauf erzählt. Als ich nun die Ehre hatte ihn persönlich kennen zu lernen, vermehrte sich meine Achtung und Verehrung ungemein, ich schätze mich glücklich durch seine Bekanntschaft.

Niemals krank in siebenundsechszig Jahren ist Herr B. . . . ein Greis, so aufgeweckt und heiter wie nur einer sein kann, und der Verlust des Beines hindert ihn nicht, so rüstig als Jemand einherzuschreiten. Wie dieser Mann an dem Kaiser hängt bedarf keiner Beschreibung, und doppelt ehrenvoll für ihn, daß er sich nicht scheut, es zu sagen.

Madame B. . . ., die Tochter einer angesehenen, reichen Familie in Berlin, verbindet mit allen lebenswürdigen Eigenschaften einer Dame von Welt eine wissenschaftliche Bildung, die in Erstaunen setzt. Was englische, französische und deutsche Literatur hervorgebracht, ist ihr bekannt, und selbst italienisch, ja sogar lateinisch ihr nicht fremd. Dabei ist sie eine

vorzügliche Hausfrau, und in ihrem Hause herrscht ein Comfort, der nur in England angetroffen wird. Ihr Steckenpferd sind Blumen und ihre Gärten ihr Paradies.

Saverne bietet so wenig Gesellschaftliches dar, daß es nicht zu verwundern ist, wenn eine Dame wie Madame B. . . . in solchen Freuden sich ein angenehmes Leben schafft. Ihre einzige Tochter, Fräulein Felice, ist die personificirte Sanft- und Demuth. Immer kränklich hat sie sich mehr, als es erlaubt ist, von Pfaffen leiten lassen, die ohne allen Zweifel sie ganz beherrschen würden, wenn sie nicht in ihren Aeltern und Geschwistern schützende Genien dagegen gefunden hätte.

Die vielen Abende, die ich bei Madame B. . . . und deren Tochter am Theetisch zugebracht, werden mir unvergeßlich sein, zumal ich mich mit ihnen in gutem Deutsch unterhalten konnte. In dem Zimmer, wo mich Madame B. . . . stets empfing, und wo wir den Abend über weilten, hatte die plötzlich eingetretene strenge Kälte, eine für mich interessante Veränderung hervorgebracht. Sämmtliche Cactus — dies die Lieblingsblume der Madame — waren im Zimmer aufgestellt. Ihre große Anzahl, ihr ausgezeichnet gutes Aussehn und ansehnliche Größe sind die Folgen der besonderen Pflege und Sorgfalt die

Madame B.
auch noch
Papagen,
ebenso ver
leisteten u
Die B
Nlage als
nicht elend
Nestern an
Hunger f
heit gebe.
Jacko,
tyrannist
und wer
Kreft
trinkt B
gen, kurz
Soyha.
ordentlich
Jagdhun
griff hat
Hund, d
Hüter, d
Bureau d
Schuß g
Feldvieh

Madame B . . . selbst darauf verwendet. Aber auch noch sieben Dompfaffen, eine Nachtigall, ein Papagey, Treff, Bello und Figaro, drei Hunde ebenso verschieden an Körperschönheit wie Character, leisteten uns Gesellschaft.

Die Dompfaffen sind den Damen mehr eine Plage als Vergnügen, allein man will die Thierchen nicht elend umkommen lassen, denn sie sind in den Nestern aufgezogen, und würden ohne Zweifel vor Hunger sterben, wenn man ihnen jetzt die Freiheit gebe.

Tacko, der ehrwürdige aber eigensinnige Papagey, tyrannisirt seit fünfzehn Jahren seine Gebieterinn, und wer und was sich ihm naht.

Treff, der kleine Verzug, ein schöner Spaniel, trinkt Thee aus der Tasse, isst Zucker, Kuchen, Drangen, kurz was man ihm gibt, und residirt auf dem Sopha. Bello, Oscars Freund, hat einen außerordentlich vernünftigen Character, und ist ein schöner Jagdhund, der allerdings von der Jagd wenig Begriff hat. Figaro endlich ist der originell häßlichste Hund, den ich gesehn. Aber er ist des Hauses treuer Hüter, er weicht nicht vom Hofe, oder aus dem Bureau des Herrn B... der ihn denn auch in besonderen Schutz genommen hat. Schöne Tauben und allerlei Federvieh zieren den Hof und die Dächer. Da aber

wo man Liebe zu den Thieren findet, wohnen gute Menschen.

In Saverne geht es außerordentlich kleinstädtisch zu. Klatschereien, Intriguen, Neid und was sonst noch in diesem Genre von Städten an der Tagesordnung ist, findet man auch hier, und zwar um so mehr, da das, was man in einer Stadt Gesellschaft nennen kann, Saverne nur in Gerechtigkeitsdienern und ihren resp. Frauen besitzt, wenige Familien ausgenommen, deren Häupter entweder in anderen Zweigen der Staatsverwaltung employirt, oder Rentiers sind. Der Sous-Präfect, Herr Féburier, bekannt als Philhellene, und vom König Otto mit dem Orden des Erlösers geschmückt, ist ein Mann, der wie alle seine Collegen, Freunde und Feinde hat. Mir ist er natürlich weder das Eine noch das Andere.

Wie ich bereits bemerkt, ist das Café Burkhardt das besuchteste und amüsanteste. Es ist zugleich eine Brasserie und liefert ein Bier, das meiner Meinung nach dem Straßburger vorzuziehen ist. Eine gefällige Bedienung, besonders von Seiten des Sohnes, Freund Tonel entre nous, eine charmante Tochter, zwei hübsche Mädchen, gute Speisen und Getränke, das ist ja nur erforderlich, um ein Café gesucht und beliebt zu machen. Das leidige Con-

ommation
natürlich

Wenn
geßen hab
Café, lese
und späte
guten Be
und das
Man sagt,
Eise. In
anders!

Das
auf gleich
vocaten,
Bergnüg
besuchen,
mit rosig
nebenbei

Ich b
protat g
und ad
Burkhardt

sommationspielen ist auch hier Mode, doch geht es natürlich nicht so en gros, wie in Straßburg.

Wenn ich des Morgens gearbeitet, nachher gegessen habe, begeben mich regelmäßig auf dies Café, lese den Courier du Bas-Rhin, den Siècle, und später finde ich meine Partie Piquet voleur mit guten Bekannten, die gewöhnlich meine Tasse Caffee und das ziemlich viel genossene Bier bezahlen müssen. Man sagt, wer Glück im Spiele, hat es nicht in der Liebe. Jetzt bin ich froh darüber — früher war es anders!

Das Café Adis steht mit dem Burkhard'schen auf gleicher Stufe, doch wird es fast nur von Advocaten, Avoués's und Huiffiers besucht. Wer also Vergnügen an Proceßgesprächen ic. findet, möge dies besuchen, und Madame Adis, ein niedliches Weibchen, mit rosigem Wangen und feurigen Augen, wird ihm nebenbei gefallen.

Ich bin in Saverne in einer gewissen Art Aristokrat geworden, d. h. ich besuche keine Brasserien und andere Vergnügungsorter als nur das Café Burkhard. Dahin aber komme ich viel.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Als ich vor einigen Jahren den Isthmus überschritt und die stolze Acrocorinth sich auf hohem Bergegrücken meinen Blicken zeigte, gedachte ich mit Vergnügen der „Kraniche des Ibycus,“ und fand mich glücklich, meine Wünsche von der Schule her erfüllt zu sehen. Denn wenn ich jene vortreffliche Schillersche Ballade declamirte, wenn ich die Odyssee übersezte, kurz, wenn ich von Griechenland hörte oder las, erfaßte mich stets ein heißes Verlangen nach dem Götterlande. Als ich nun Arcadien durchwandert, Sparta, Athen, Ithaka u. s. w. gesehen, und das Schicksal mich nicht länger unter dem ewig blauen Himmel litt, warf es mich nach vielerlei Trübsal und Abenteuer endlich nach Saverne. Hier nun war mein erster Ausflug in die schöne Gegend nach dem „Eisenhammer“, der zwei kleine Stunden von der Stadt entfernt ist. Herr K.... und

Dear begleitet
 betag, als w
 In dem
 (Sitz) verb
 über Gottesho
 zwischen Hügel
 gen sind. Zu
 von denen di
 für Hohbarr,
 herabblüthen,
 nade, gingen
 Lammwald
 blästen Wi
 gen Bäume
 *) Herr
 Mann und
 mit ungehe
 pogni, und
 Herr Sitz n
 ihm nicht t
 welchen gem
 am Befre
 mehreren a
 Sitz die In
 originale N
 beruhen
 reserviren se
 Christi Geb
 er sie er

Oscar begleiteten mich; es war ein heiterer Decembertag, als wir den Gang dahin antraten.

An den neuangelegten Weinbergen des Herrn Götz *) vorbeigehend, nahmen wir unsern Weg über Gotteshausen und Thal, Dörfer, die anmuthig zwischen Hügeln, Feldern, Wiesen und Gehölz gelegen sind. Zur Rechten hatten wir die Voghesen, von denen die dunklen Trümmer der alten Schlösser Hohbarr, Groß- und Klein-Geroldsbeck zu uns herablickten, und gegen das Ende unserer Promenade, gingen wir zur Linken an einem herrlichen Tannenwalde hin, dessen dunkles Grün zu den erblaßten Wiesen und Feldern, den entblätterten übrigen Bäumen, wundersam abstach. Nur hin und

*) Herr Götz, Postmeister in Saverne, ist ein reicher Mann und ein Sonderling. Die erwähnten Weinberge sind mit ungeheuren Kosten angelegt, die Reben aus der Champagne, und ihre Cultur hier so betrieben wie dort; denn Herr Götz will sich selbst seinen Champagner bauen. Ob er ihm nicht theurer zu stehen kommt, im Fall er überhaupt welchen gewinnt, als der aus der Champagne, wird er wohl am Besten berechnen können. In diesem Weinberge und mehreren anderen daran grenzenden Besitzungen hat Herr Götz die Jagd, und da das Wild hier selten, ist er auf die originelle Idee gekommen, das ganze Revier mit einer Weißdornhecke zu umgeben, die ihm das darin befindliche Wild reserviren soll. Aber diese Hecke! In welchem Jahre nach Christi Geburt wird sie ihm wohl diesen Dienst leisten, da er sie erst im vorigen Jahre gesäet hat!

wieder zeigten weißschalige Birken noch ein hochgelbes Laubwerk, aber von Augenblick zu Augenblick heraubte unbarmherzig ein starker Wind ihnen immermehr diesen herbsslichen Schmuck, während er über uns in den Gipfeln der riesigen Tannen, jene schauerlichen Töne hervorbrachte, die dem Pfeifen und Säusen einer unheimlichen Nacht gleichen.

Die Luft war rein und gestattete eine Fernsicht, die, wenngleich sie im tiefen Herbst vielleicht viel von ihrer Schönheit und Anmuth verloren hatte, dennoch bezaubernd war. Ich liebe Herbstansichten, zumal wenn ich keine besorglichen Ausichten habe, das nächste Frühjahr nicht zu erleben.

Am Ende des Tannenwaldes treibt die Otter eine Mühle, die den köstlichen Namen „Champagnermühle“ führt, aber vielleicht noch nie in ihrem Bereiche jenes edle Gewächs gesehen hat. Einige hundert Schritte rechts von ihr an dem brausenden Otter zwischen Obstgärten, Wiesen und Feldern liegt der Eisenhammer.

Der jetzige Besitzer desselben, Herr Helm bach, empfing uns mit seiner jungen, schmalen, langen Ehehälfte auf's Artigste, und wenn ich über die sonstigen Vorzüge und Mängel der „Dame vom Eisenhammer“ nichts zu sagen im Stande bin, so muß ich doch bemerken, daß sie auf Füßchen einherschreitet, die als

lerischst klein
Hammer sel
mir uns mit
mitgebracht,
Unsere
die, in welch
Besitz zu
seiner zu m
Schiller's B
das war ich
gleich darau
einigen jun
die Art un
tig vorfand
die Stroy
„Ber
Rasch
„Nun
Besser
That ist
jetzigen T
Ein
Gesellscha
beständige
Person d
frühere 3

lerliebst klein und zierlich sind. Bevor wir den Hammer selbst in Augenschein nahmen, erquickten wir uns mit Speise und Trank, wovon wir theils mitgebracht, theils im Hause selbst erhielten.

Unsere Laune war jedenfalls rosenfarbener, als die, in welcher einst der Graf hergekommen, um den Befehl zu geben, den sentimentalen Fridolin ins Feuer zu werfen. Ich fragte Madame, ob sie nicht Schillers Ballade von ihrem Eisenhammer kenne, aber das war ihr ein böhmisches Dorf, und da sie sich gleich darauf an Oscar mit Erkundigungen nach einigen jungen Herren in Saverne wandte, und mir die Art und Weise, in welcher sie es that, verdächtig vorkam, richtete ich, sie betrachtend, an Oscar die Strophe:

„Wer hob das Aug' zu Kunigonden?“

Rasch erwiederte er:

„Nun ja, ich spräche von dem Blonden.“

Besser konnte er nicht antworten, denn in der That ist es ein Blonder, der früher die Gunst der jetzigen Dame vom Eisenhammer genoß.

Ein Schreiber des Herrn Helmbach, der uns Gesellschaft leistete und in seiner Einfalt und fast beständigen Trunkenheit sich eine besonders wichtige Person dünkt, war der Einzige, der mir hier über frühere Zeiten des Etablissements einige Auskunft gab.

Sein Vater hatte vor der Revolution schon in gleicher Function auf dem Eisenhammer gebient, und von ihm wußte er, daß in jener Zeit eine Art Chronik daselbst existirte, die während der Umwälzung wenigstens theilweis in die Hände des Predigers von Donenheim gekommen ist, der sie noch besitzt. In derselben ist einer Geschichte gedacht, worauf sich Schillers Ballade stützt. Von den frühesten nachgewiesenen Besitzern des Eisenhammers, den Herrn von Haberacker, deren Schloß gleichen Namens eine Stunde davon hoch oben im Gebirge lag, und dessen Trümmer wir später besahen, hat Einer seinen Jäger Robert hier verbrennen lassen, allein warum, das sagt jene Chronik nicht. Grafen von Saverne gab es bekanntlich nie, daher wahrscheinlich auch nicht den frommen Knecht Fridolin.

Nachdem wir heiter unser déjeuner beendet, gingen wir den Eisenhammer selbst zu besuchen, und wie könnte ich ihn wahrer und besser schildern als Schiller, wenn er sagt:

Hier nähren früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand,
Der Funke sprüht, die Balge blasen,
Als gält es, Felsen zu verglasen.
Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier,
Das Mühlrad von der Fluth gerast,
Umwälzt sich für und für.

Die Werke klappern Nacht und Tag,
 Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
 Und bildsam von den mächt'gen Streichen
 Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Zur Zeit, als Robert hier verbrannt ward, muß wahrscheinlich der Schmelzofen von anderer Beschaffenheit gewesen sein, denn jetzt ist es unmöglich einen Menschen hineinzuwurfen, indem er zu klein ist.

Herr Helmbach war so gütig uns mit Allem bekannt zu machen, worin sein Geschäft besteht, und befriedigt nahmen wir von ihm Abschied, um über die Ruine Haberacker nach der Capelle von St. Gallen zu gehen, in der, wie man annimmt, Fridolin durch Amtsübung der Functionen eines Sacristans, Ministranten und Kalfactors einem schrecklichen Tode entging.

Den Weg nach Reinhardsmünster einschlagend, verrichteten auch wir als gläubige Christen auf dem Gange nach dem Eisenhammer vor einem Heiligenbilde, auf dem mit goldenen Buchstaben geschrieben stand, daß der, der hier zwölf Vaterunser betet, auf vierzig Tage absolvirt ist, unsere Andacht, und gelangten bald darauf nach Reinhardsmünster, das an dem Fuße der Voghesen in einem offenen Viereck erbaut und ungemein freundlich gelegen ist.

Unmittelbar hinter dem Dorfe sängen wir zu steigen an, und erreichten nach einer starken halben

Stunde mühsamen Weges die Ruinen des Schlosses Haberacker. Es ist wenig von Kunigundens Wohnsitz übrig geblieben, und verkrüppelte Fichten, Buchen und Eichen wurzeln jetzt da, wo einst das holde, milde Weib Fridolin vor dem ganzen Dienertroß erhob.

An der Mitte des Berges, in gleicher Entfernung von Haberacker wie vom Dorfe St. Gallen, liegt die erwähnte Capelle, die wir nun besuchten. Ihr Inneres ist außerordentlich einfach, und ihres größten Schmuckes, des Altares, ist sie in der Revolution beraubt. Doch existirt derselbe noch in Saberne, wo er in einer Privatcapelle der Familie Klein, im sogenannten „Schlüssel“ aufgestellt ist. Herr Casimir Klein, Advocat, ein lebenswürdiger junger Mann, und ein guter Bekannter von mir, hatte die Güte, ihn mir später zu zeigen. Er hat nichts Bemerkenswerthes, als vielleicht daß um ihn ein langwieriger Proceß geführt ist, der damit endete, daß die Familie Klein in seinem Besitze blieb, wogegen die Bauern von St. Gallen protestirt hatten.

Von der Kapelle stiegen wir wieder in die Höhe, überschritten den „Schäferplatz“, auf dem ein Förster wohnt, und drangen auf beschwerlichem Pfade durch dichtes Gesträuch und Wald bis zum Schlosse

Klein-Gebäude
 sind gering, d
 des wir dem
 ten, bei wei
 zu den gro
 Hofbarr, di
 gehören. G
 der kühne G
 geschaffen, i
 band. Jeg
 den Trümme
 Leitern zu
 Mitte die
 stehaus.
 Die
 zückend.
 Soldaten,
 zu führen
 die Haupt
 Münster
 so weit
 deren Be
 freundlich
 bieten.
 mühevoll
 munter

„Klein-Geroldseck“ hinauf. Die Ruinen davon sind gering, dagegen die von „Groß-Geroldseck“, welches wir dem Kamm des Gebirges folgend bald erreichten, bei weitem ansehnlicher. Zuletzt gelangten wir zu den großartigen, imposanten Trümmern von Hohbarr, die vielleicht zu den schönsten des Elsaßes gehören. Gewaltige, einzeln stehende Felsblöcke hatte der kühne Gründer dieser Burg zu seiner Wohnung geschaffen, indem er durch Zugbrücken dieselben verband. Jetzt ist es schwer die wieder einzeln stehenden Trümmer alle zu besuchen, man müßte denn Reitern zu diesem Behufe hinausschafffen. In der Mitte dieser colossalen Ruinen befindet sich ein Förstlerhaus.

Die Aussicht von Hohbarr ist reich und entzückend. Das blühende Elsäß mit den vielen Städten, Dörfern, Wiesen, Feldern und Wäldern zu seinen Füßen, erblickt man fern am Horizont die Hauptstadt des Landes, über die der grandiose Münster in die Wolken ragt. Dreht man sich um, so weilt das Auge mit Vergnügen auf den bewaldeten Voghesen, die in tiefen finstern Schluchten, und freundlichen, romantischen Thälern immer neue Reize bieten. Dräuend und wild schaut das dunkle Gemäuer des Greifensteins zum Hohbarr hinüber, und munter rauschend schlängelt sich die „Börn“ durch

das Thal, welches die Höhen trennt, auf denen diese beiden Schloßruinen thronen.

Das Hohbarr hat viele andere Schlösser überlebt, und erst im dreißigjährigem Kriege ward es von den Schweden zerstört.

Wir kehrten über Hågen nach Saverne zurück, das wir so fröhlich und heiter wie wir's am Morgen verlassen, mit der ersten Dämmerung erreichten.

Vor Hågen bemerkt man dicht am Wege ein fast dreißig Fuß hohes, einfaches hölzernes Kreuz — ein Denkmal jener berühmten Missionäre, die in den letzten Jahren der Regierung Karls des Zehnten das Elsaß überschwemmten. Wenn schon zum Glück ihr Zweck nicht ganz erreicht ward, so ist es doch nur leider zu gewiß, daß ihr Auftreten in eben so lächerlichen als oft empörenden Ceremonien den Aberglauben und die Bigotterie des Volkes von Neuem angefaßt, und viel Unheil über das Land gebracht hat.

Eine fast ungläubliche Geschichte hat sich vor Kurzem in Bezug auf diese Uebelstände in der Nähe Straßburgs zugetragen, die vor den Assisen im November dieses Jahres verhandelt, und von einem öffentlichen Blatte folgendermaßen mitgetheilt wurde.

Eine ganze Familie — Vater, Mutter, Tochter

und Schwieger
mehr als 150
brauben, ma
Spottpreis i
gen Monater
Was, weil d
lena ihr den
eine Magd,
Perion bei d
gefallene, v
selbst unter
Geschichte,
jene Zeit wo
gehöre, die
doch sind d
vor den T
wie unglau
ner Anlag
handlungen
men bestät
Die
siebenzigj
bische Lei
Ihre Loch
Beschluß,
der leichtg
II.

und Schwiegersohn — läßt sich einer Summe von mehr als 1500 Franks, des Belaufs ihrer Ersparnisse berauben, macht lästige Anleihen, verkauft um einen Spottpreis ihre Güter, kurz, läßt sich in wenigen Monaten gänzlich zu Grunde richten, und dies Alles, weil die heilige Theresia oder heilige Magdalena ihr den Befehl dazu hat kund thun lassen durch eine Magd, oder durch Erscheinungen in eigner Person bei dieser letzteren, oder durch vom Himmel gefallene, von der heiligen Jungfrau oder Jesus selbst unterschriebene Briefe; — ist das nicht eine Geschichte, von der man meinen sollte, daß sie in jene Zeit von roher Unwissenheit und Aberglauben gehöre, die schon so fern von uns scheint? Und doch sind dies Sachen, die in unsern Tagen, fast vor den Thoren unserer Stadt geschehen, und die wie unglaublich es auch scheint, der Gegenstand einer Anklage geworden sind, welche feierliche Verhandlungen und ein Ausspruch der Jury vollkommen bestätigt haben.

Die Ehegatten King in Hipsheim sind zwei siebenzigjährige Leute, deren Einfalt und abergläubische Leichtgläubigkeit fast an Blödsinn grenzen. Ihre Tochter und ihr Schwiegersohn, die Eheleute Beyhurst, sind nicht minder abergläubisch, nicht minder leichtgläubig. Eine Magd, Therese Heller, die

im Jahre 1833 bei dieser Familie in Dienste getreten war, kam auf den Einfall, die Geisteschwäche ihrer Herrschaft zu benutzen, um beträchtliche Summen von ihr zu erlangen, und die Mittel, welche sie zu diesem Zwecke anwandte, werden von dem Grade des Verstandes der Familien King und Beyhurst einen Begriff geben.

Kaum befand sich die Jungfer Heller einige Monate bei ihrer Herrschaft, so überredete sie dieselbe, daß sie mit der heiligen Theresia, ihrer Schutzheiligen als auch mit der Mutter Gottes und Jesus selbst Umgang habe, und das sie durch ihre Vermittelung würde bewirken können, Beyhursts älteste Tochter, die ganz blödsinnig ist, zu vollkommenen Geisteskräften zu verhelfen. Um sich die himmlischen Mächte gewogen zu machen, mußte sie in den Kirchen zahlreiche Gaben spenden, die, wie ihre Patronin bei einer Erscheinung ihr angekündigt, nur durch sie selbst dargebracht werden sollten. Ihre Herrschaft glaubte Alles. Sie gab der Magd das Geld, welches sie von ihnen begehrte, um es in die Kirche zu bringen; sie wiederholte mehrere Male ihre Forderungen, indem sie neue Erscheinungen vorgab. So gingen alle Ersparnisse der alten Leute — circa 1500 Franks — in die Hände der Magd, ohne daß sich der Zustand ihrer

Ehelein nur im
Anfange war
zu Familie di
Das baare
tin, aber die
freudigt. Um
zu erlangen, r
Katholiken zu
zu diesem Br
fidel, die ebe
die frühere, d
King wirkte.
in der Scheu
angekündigt
dem dreißig
Da aber t
werde, so r
gen, durch r
und Magd
Eheleute s
Therese sa
ihre Patr
ihnen zu
Christus, a
volles Zut
das gelieb

Enkelin nur im Geringssten gebessert hätte. Diese erste Täuschung war jedoch weit entfernt der leichtgläubigen Familie die Augen zu öffnen.

Das baare Geld der Ehegatten Kintz war dahin, aber die Habsucht ihrer Magd noch nicht befriedigt. Um neue Capitalien von ihrer Herrschaft zu erlangen, mußte sie diese zu bestimmen, entweder Anleihen zu machen oder ihre Güter zu verkaufen. Zu diesem Zwecke erdachte Theresie Heller eine neue Fabel, die eben so ungereimt, eben so grob war, wie die frühere, die aber demungeachtet bei der Familie Kintz wirkte. Das Mädchen überredete sie, daß ihr in der Scheune ein Gespenst erschienen sei und ihr angekündigt habe, daß ein ungeheurer Schatz seit dem dreißigjährigem Kriege daselbst vergraben sei. Da aber dieses Geld von bösen Geistern bewacht werde, so müsse man, um es zum Vorschein zu bringen, durch reiche Gaben den Schutz der heiligen Theresia und Magdalena erkaufen. Zu gleicher Zeit finden die Eheleute Kintz Briefe auf dem Tisch, die, wie ihnen Theresie sagt, bald vom Himmel gefallen, bald durch ihre Patronin ihr überreicht worden sind, um sie ihnen zu geben. In diesen Briefen befiehlt Jesus Christus, oder die Mutter Gottes der Familie Kintz, volles Zutraun zu der Jungfer Heller zu haben, die das geliebte Kind Gottes sei, und unter besonderem

Schutze der heiligen Theresia stehe, ihrem Rathe ohne die geringste Einwendung zu folgen, und ihre Güter einem Juden, Namens Jacob Klein aus Fegersheim, zu dem Preise zu verkaufen, den er ihnen dafür bieten würde.

Die ersten Briefe rathen dem King bei diesem Juden eine Anleihe zu machen. In einem derselben heißt es:

„Meine liebe Großel, ihr machet euch vielmal Gedanken, die Gedanken könnet ihr auf eine Seite setzen; ihr müßt denken, daß Jesus Christus euch nicht verläßt. Das Theresel gewinnt die Loterie, es gewinnt zehn Nummern, es bekommt Geld, daß man es nicht führen kann mit zwei Pferden.“

„Horchet, liebe Großel, noch eins will ich Jesus bitten, ihr sollt doch auf Fegersheim zu dem rothen Feisel; o, schlaget mir diese Bitte nicht ab, sonst schlagt ihr mir die Nägel in die Hand. Holet hundert und zwanzig Franken, und wann es das Geld aus der Loterie hat, so bezahlet ihr die Schulden.“

„Ihr sollt am Dienstag ausgehen, und das Geld holen. Ihr müßet denken, Gott hat es gegeben und hat es genommen, und wird es wieder geben.“

So wie die King diesen ersten Brief empfangen, beauferten sie sich eine Obligation von 676 Fr. zu Gunsten Jacob Klein's zu unterschreiben, nach einer Urkunde, die Herr Huder, Notar zu Fegersheim, empfangen hat. In dieser Urkunde steht, daß nur 176 Fr. baar bezahlt worden sind, da der Rest vor Ausfertigung derselben schon geliefert war.

Raum hatte Therese Heller den Ertrag dieser Obligation erhalten, so brauchte Jesus Christus schon wieder neue Fonds. Wir führen einen zweiten Brief an:

Meine lieben Großältern,

„Denket, daß ihr sieben Jahr im Fegefeuer sein müßet, aber wegen eurer Magd habt ihr den Himmel verdient, denn die letzte Sünde muß gebüßt werden.“

„Setzt aber werdet ihr, wenn ihr sterbet, gerade in das Paradies kommen, denn schon drei Monate ist eure Krone bereit.“

„Habet Mitleid, habet Mitleid mit der verdammten Seele; (das Gespenst des Schazes) der Verdammte hat drei volle Kisten in der Scheune begraben; ich muß euch jetzt sagen wie viel Zeit vergehen wird, bis ihr sie bekommt. Nach einem Jahr werdet ihr sie gewiß bekommen, denn die

arme Seele muß ein Jahr im Himmel sein, bis das Geld aus der Erde herauskommt.“

„Hundert und zehn Franken, damit seine Leiden aufhören. Bedenket das dies eine große Gnade ist, die ihr von mir erhaltet.“

Ich grüße euch alle.

Unterschieden: Jesus.

Immer gehorsam diesen Befehlen, hatten die Ehegatten Kink ein erstes Mal dem Jacob Klein 105 Ares Boden für 3000 Fr. ein zweites Mal 80 Ares für 2000 Fr. unter der Bedingung der Nutznießung verkauft. Der Ertrag der Verkäufe war zum Theil in den Händen des Käufers geblieben, zum Theil Therese Heller ausgeliefert, um die himmlischen Forderungen zu befriedigen. Indes hatte Therese noch immer nichts in der Lotterie gewonnen, und Jesus wie die Mutter Gottes forderten unaufhörlich Geld. Die Ehegatten Kink waren schon einige Male ungeduldig geworden, und aus den Worten, welche Jesus und die Mutter Gottes ihnen in neuen Briefen machen, kann man schließen, daß das Mißvergnügen der beiden alten Leute sich schon in ziemlich heftigen Ausdrücken gegen Therese geäußert habe. Auch werden von dem Augenblicke an keine weltlichen Versprechungen mehr, sondern

Drohungen mit der Hölle und dem bevorstehenden Ende der Welt angewandt, sie zu bestimmen, das herzugeben, was ihnen noch bleibt. In einem der letzten Briefe heißt es:

„Ich, Jesus, muß euch ein schreckliches Wort schreiben; es soll euch aber nicht erschrecken. Heute über drei Wochen wird der jüngste Tag kommen; ihr brauchet keine Angst zu haben, liebe Großältern, ihr, das Theresel und euer Sohn, euer verderbtes Kind, sterben nicht, ihr fahret mit Leib und Seele in den Himmel. Ich schicke euch vierzehn Engel die euch abholen. Ihr brauchet keinen Reichthum mehr für diese Welt, die himmlische Welt ist besser für euch.“

Die Mutter Gottes mischte sich auch in die Sache, sie schrieb ihrerseits an Ring:

„Bedenket, daß ich bei meinem Sohne für euch gebeten habe, weil ihr ein gutes Herz für die Armen habt und meinem Sohne danket, daß er euch Theresel geschickt hat, um euch zu beschützen. Das gute Kind hat euch den Himmel erkauft.“

„Der jüngste Tag ist nicht fern, o liebe Großältern! Wenn ihr nicht mit Leib und Seele in den Himmel fahren würdet, so würdet ihr am jüngsten Tage große Pein leiden, denn alle wer-

den verbrannt werden, das Thal Josaphat wird zusammenstürzen. O, wie fürchterlich ist es, diese Worte zu hören: Ihr Todte stehet auf, um vor dem Gerichte zu erscheinen! Wie viel Verdammte wird es dann nicht geben.

„O, liebe Großältern, ich habe eine Bitte an euch, gehet zu dem Maire, und holet vierzig Franken. O, horchet auf die Mutter Gottes.

Ich grüße euch.

Diese Briefe thaten ihre Wirkung, am 13. November 1835 verkauften die Ehegatten ihre letzten beiden Grundstücke. Es war wieder Jacob Klein, der die dieselben für 1500 Fr. an sich brachte. Die Kintz fuhren fort ihre himmlischen Correspondenz zu empfangen, bis es 125 Briefe waren. Aber die Correspondenten richteten zuletzt ihre Forderungen nach den pecuniären Umständen ihrer betrogenen Opfer, und zwar so, daß ihre letzte Geldforderung in vier Franken bestand. Die Correspondenz hörte ganz auf, die Kintz nichts mehr besaßen. Als ihr Ruin, durch die Reihe der mit Klein geschlossenen, von dem Notar ausgefertigten Verträge, gesichert war, verließ Jungfer Heller ebenfalls das Haus ihrer Herrschaft. Sie heirathete nach Lühelhausen, und von ihren neuem Wohnorte aus gelang es ihr noch, die armen Betrogenen mit leeren Hoff-

nungen bis zu Anfang dieses Jahres hinzuhalten. Da erst sahen die alten Leute ein, in welches Elend sie ihre Leichtgläubigkeit gestürzt hatte. Sie besaßen nicht allein nichts mehr und hatten ihre Kinder beraubt, sondern ihr Schwiegersohn richtete sich auch zu Grunde, indem er dem Juden, die demselben von seinen Aeltern für 5000 Fr. verkauften Güter für 9000 Fr. wieder abkaufte.

Es wurde nun gegen Therese Heller eine Klage eingereicht, und dieselbe in Verhaft genommen. In ihren ersten Verhören bezeichnete sie Klein als den Anstifter der ihr beschuldigten Thatsachen. Sie behauptete, Klein sei eines Tages nach Fegersheim zu ihr gekommen, habe ihr den Vorschlag gemacht, die Einfalt ihrer Herrschaft zu benutzen, um ihm zu helfen sich ihrer Güter zu bemächtigen, und sie habe in diesen schändlichen Handel gewilligt, wovon die vor dem Notar Huder geschlossenen Verkäufe Folgen gewesen wären. Der beträchtliche Gewinnst, welchen Klein an dem Kaufe und dem Wiederverkaufe jener Güter gemacht, gleichwie die Bezeichnung dieses Israeliten in den von Jesus unterschriebenen Briefen, als des Mannes, dem die King'schen Eheleute ihre Güter verkaufen sollten, mit dem ausdrücklichen Befehl, rücksichtlich des Preises mit dem Juden nicht zu handeln: alle diese Umstände bezeichneten der

Justiz Klein als den Mitschuldigen der Jungfer Heller. In einem späteren Verhör wiederrief sie zwar ihre erste Aussage gegen Klein, aber bald darauf bestätigte sie dieselbe von Neuem. In Folge dieser Thatsachen erschienen: Therese Heller 30 Jahre alt, Frau des Peter Dassing, gebürtig aus Altdorff, wohnhaft zu Lüchelhausen, und Jacob Klein, Schacherrer zu Fegersheim 60 Jahre alt, Dienstags vor dem Affisengerichte.

Die Belangung des Vergehens der Betrügerei, welches in den Ränken liegt, durch die die Ehegatten Ring bestimmt worden sind, ihr sämmtliches Vermögen um einen Spottpreis zu veräußern, wurde durch Verjährung bedeckt. Die Anklage betrachtete aber die Entwendung der Summen, die der Jungfer Heller, als zu frommen Gebrauche bestimmt, überreicht wurden, als einen Zutrauungsmißbrauch, dem ihre Eigenschaft als Magd den Character eines Verbrechens gebe, und woran Klein als mitschuldig zu betrachten sei. Außerdem stellte der Gerichtshof, für die nach 1835 begangenen Thatsachen, eine Frage wegen Betrügerei auf.

Eine große Anzahl Zeugen wurden sowohl für als gegen verhört. Die Aussagen der Ehegatten Ring und Beyhurst bestätigten vollkommen die Vorstellung, die man sich von ihrem Verstande gemacht

hätte. Wi
 Kunde diese
 verhalten
 Gehälter er
 scheint ihnen
 „Dieses
 wenn sie mi
 irgend einen
 mir möglich
 erlaubigen;
 um Jesus
 Heiligen z
 schreiben?
 Uebereinst
 Heilige.
 ein, um
 oder drei
 zu horche
 mandem
 son, die
 ligen od
 Kaufleu
 nehmen,
 deren Z
 Therese

hatte. Mit vieler Mühe nur konnte man dem Munde dieser Zeugen Worte entlocken, die zu wiederholten Malen unter dem Auditorium großes Gelächter erregten. Ihr dumme Leichtgläubigkeit scheint ihnen jetzt noch ganz natürlich.

„Dieses Mädchen ist so listig, sagte Frau King, wenn sie mir noch gesagt hätte, daß die Briefe von irgend einem vornehmen Herrn herkämen, so wäre mir möglich gewesen mich bei ihm selbst danach zu erkundigen; aber konnte ich in den Himmel gehen, um Jesus Christus, die Mutter Gottes oder die Heiligen zu fragen, ob sie wirklich mir Briefe geschrieben? Ich mußte also der Theresese glauben. Uebrigens behauptete diese Jungfer, sie sei selbst eine Heilige. Sie schloß sich zuweilen in ihre Stube ein, um die heilige Theresia zu empfangen. Zwei oder drei Mal trieb mich Neugierde, an der Thüre zu horchen, und ich hörte, daß sie wirklich mit Jemandem sprach. Ich muß aber sagen, daß die Person, die mit ihr sprach, nicht die Stimme einer Heiligen oder eines Engels hatte, sondern eher die eines Teufels; sie ließ nur einen undeutlichen Ton vernehmen, ungefähr wie Brrrrr, Brrrrr, und am anderen Tage sagte Theresese zu mir, daß die heilige Theresia ihr befohlen habe, mich zu bestimmen, unsere

Necker dem Jacob Klein um einen Spottpreis zu verkaufen.“

In der Audienz gestand Therese die ihr beschuldigten Thatsachen, und erklärte aufs Neue, sie habe auf Anstiften ihres Mitangeklagten, Klein, gehandelt; dieser läugnete seinerseits jede Theilnahme an Betrugerei und Zutrauensmißbrauch. Er behauptete, die durch ihm gemachten Ankäufe seien ehrlich gewesen, und nach ihrem wahren Werthe bezahlt worden. Mehrere Entlastungszeugen bezeugten die Sittlichkeit und das frühere rechtschaffene Betragen dieses Angeklagten.

Klein, auf dessen Strafwürdigkeit der Staatsanwalt nur schwach antrug, wurde von der Jury für nicht schuldig erklärt, nach einer geschickten Vertheidigungsrede des Herrn Advocaten Linder. Was die Jungfer Heller betrifft, so vermochten die Bemühungen ihres Vertheidigers, Herrn Advocaten Schäffer, nichts gegen die Augenscheinlichkeit der Thatsachen. Sie wurde über die beiden Anklagepunkte des Zutrauensmißbrauchs und der Betrugerei für schuldig erklärt, und zu fünfjähriger Haft verurtheilt. Der Umstand der Hausgenossenschaft ging aus den Verhandlungen nicht hervor und wurde beseitigt, da Therese Heller die Magd der Ehegatten Beyhurfst und nicht die der Ring war.

Sollte,
nicht Jacob
berr, berr,
sich gegeben
einem Heili

Sollte, dachte ich, nachdem ich dies geschrieben, nicht Jacob Klein oder gar Peter Dassing jenes brrrr, brrrr, in der Kammer der Theresie Heller von sich gegeben haben, was Dame Kitz selbst weder einem Heiligen noch einem Engel zuschreibt?

ttreis zu
 be-
 e, sie habe
 gehandelt;
 an Be-
 behauptet,
 lich geme-
 lt worden.
 Tittlichkeit
 des Ange-
 Staats-
 der Jury
 dten Ver-
 der. Was
 die Be-
 ten Schaf-
 r Thassa-
 unkte des
 für schul-
 verurtheilt.
 g aus den
 befestigt,
 Bepfusch

181

Ein Zeitungsartikel, erschienen im
Courier du Bas-Rhin,

Mitte December 1839.

Die neuesten, höchst betrubten Ereignisse in der Nähe Algier's können nur diejenigen in Erstaunen setzen, die jenes Landes Bewohner und deren Sitten nicht kennen, die dem Gange der französischen Verwaltung daselbst entweder gar nicht gefolgt, oder oberflächlich nur beachtet haben.

Im Jahre 1835 durchreiste ich die Mainie Metidschah, und bestieg von der Tribus Kraschna aus den Hammal, einer der höchsten Gipfel in der die Ebene umschließenden Atlasfette. Ich sprach mit Bensegriz und Benimussa, verkehrte mit Kabhlyen und Hadschuten; später lebte ich Monate lang unter den Beduinen, kurz, ich lernte Land und Leute so kennen, daß ich zu der unumstößlich festen Ueberzeugung gelangte: daß dortige französische Gouvernement kann nur mit consequenter, unerbitt-

licher, aber gerechter Strenge seine Zwecke erreichen.

Die Franzosen besitzen kein großes Kolonisationstalent, das ist bekannt, allein es scheint, daß die Wahlen der Gouverneure für Algier stets ein böser Stern, oder ein böser Wille geleitet habe. Savary — was konnte man von dem alten Polizeidiener verlangen? Einige Straßen hat er bauen lassen, eine schlechte Polizei eingeführt, dann ist er gestorben. Clauzel war zweimal Gouverneur, und es ist erwiesen, daß unter seinem Scepter der Zustand der Colonie der befriedigendste gewesen ist. Schade daß er dort zu reich werden wollte, Schade daß er bei Constantine Unglück hatte.

Graf Erlon schief in Algier ebenso ruhig, wie er es überall gethan, wo er handeln sollte. Sein System war das der Güte, das schlechteste von allen, und man wird nur lachen, wenn ich erwähne, daß an demselben Tage, wo der gute Gouverneur befohlen hat, Niemand solle mehr Waffen tragen — ohne Zweifel um den Arabern mit einem gutem Beispiel voranzugehen — einigen unbewaffneten Militairs dicht vor der Stadt die Köpfe abgeschnitten wurden.

Damrémont empfing vor Constantine einen viel zu glorreichen Tod für seine Thaten, und Balée, allerdings ein verdienstvoller, tüchtiger Artillerie-

Offizier, ist nur durch jenen Zufall und sein Alter Gouverneur geworden, wozu aber mehr gehört als Batterien commandiren, Bresche schießen u. s. w. So hatte die Colonie das Unglück, von jedem dieser Gouverneure anders regiert zu werden, und ebenso wenig führte die lächerliche Güte der Einen, wie die oft barbarische Strenge der Andern günstige Resultate herbei.

Viel Schuld an diesen schwankenden Systemen der Gouverneure trägt die Regierung, und nur erst dann, wenn Frankreichs Ehre in der Regence angefaßt war, dachte man ernstlich an Auswekung der Scharn, die durch eigne Vernachlässigung entstanden waren. Ewige Vorwürfe aber muß sich dasjenige Ministerium Louis Philippes machen, welches jenen schmachvollen Tractat an der Tafel ratificirte. Abdl-Kadr's Entschluß, Frankreich zu hintergehen und zu bekriegen, datirt sich von dem Tage, wo Bugeaud an der Tafel sein Vaterland entehrte. Aber der schlaue Araber zögerte, es fehlte ihm noch zuviel, um gehörig auftreten zu können. Im Laufe der Zeit ist er zu Allem gelangt. Was ihm Frankreich nicht selbst geliefert, verschaffte er sich durch seine Commissäre. Abdl-Kadr ist jetzt furchtbarer, denn je zuvor. Es ist ein heiliger Krieg, wozu er die Gläubigen gerufen, ein Krieg auf Leben und Tod,

an dessen Spitze nicht mehr allein der General, sondern auch der Marabut Abdl-Kadr steht.

Warum gab aber auch Marschall Balle durch den militairischen Spaziergang des Herzogs von Orleans dem Araberfürst die passendste Gelegenheit, mit guten Gründen den Krieg erklären zu können? Glaubte vielleicht der Marschall, Abdl-Kadr lasse ungestrast sein Gebiet verlegen!

Der an und für sich unschuldige Spaziergang des Kronprinzen hat höchst betrübte Folgen gehabt, möge der Herzog bald an der Spitze einer Armee abermals diesen Gang machen, um die gefallenen Krieger, die ermordeten Kolonisten blutig zu rächen!

Der Krieg selbst ist in jenem Lande ein abscheuliches Handwerk. Beschwerden, wie sie der Soldat in Europa nicht kennt, ein hinterlistiger, grausamer, fanatischer, sehr wachsender Feind, jenes obdöse Kopfabschneiden — in der That, es ist kein besonderes Vergnügen mit diesen Wilden zu kämpfen. Kalt läuft es Einem durch Mark und Bein, wenn man auf nackte Leichname ohne Köpfe stößt, und wohl ist es nach einem solchen Anblick verzeihlich, daß jedes Gefühl des Mitleids erstickt und cannibalische Rache genommen wird.

Die Araber müssen arabisch bekriegt werden, das ist das Geheimniß des afrikanischen Krieges. Und

wo das geschieht, gibt französischer Muth fast jedes Mal den Ausschlag. Warum ist Lamoricière immer siegreich? — Die braven Zuaven und ihr tapferer Chef verstehen den afrikanischen Krieg.

Von hohem Nutzen in dieser Kriegsführung sind die Spione, und doch legte man, wenigstens 1835, so wenig Gewicht darauf. Der Oberst Marey als Uga der Plaine damals mit diesem Geschäft beauftragt, erhielt monatlich einige hundert Franks dazu, womit natürlich nicht viel anzufangen war. Schlecht bezahlte Spione sind aber schlimmer als gar keine.

Zuaven, Spahis, Chasseurs d'Afrique und Bergartillerie sind die vortheilhaftesten Truppengattungen gegen die Araber. Die Linien-Infanterie findet selten Gelegenheit zu einem geregelten Kampfe, sie verliert verhältnißmäßig bei jedem Scharmügel mehr als die andern Truppen, und leidet unsägliche Strapazen.

Was aber von Truppen ins Feld rückt, sollte gehörig verpflegt sein, es sollte kein Mangel an Transportmitteln, keiner an Chirurgen sein, dann würden bestimmt die Erfolge günstiger, die Verluste geringer. Nicht alte abgestorbene Generale sollte man hinschicken, denn die sind dort nicht am Platze, und ich weiß aus Erfahrung, welchen Eindruck der commandirende General von Bône auf seine Trup-

pen gemacht, als er auf einem Maulesel eine Expedition anführte. Der General war alt, der Maulesel ging bequemer als ein Pferd, die Araber wurden zwar geschlagen, aber es war des Generals Schuld nicht, denn er hielt auf seinem Langohr weit vom Schuß.

Es steht zu hoffen, daß bei der jetzt stattfindenden Ueberschiffung von Truppen nach Algier auf Alles gehörige Rücksicht genommen wird. Nicht einverstanden bin ich mit der beabsichtigten Absendung mehrerer Schwadronen Jäger und Husaren; geschieht es wirklich, so fürchte ich, daß wir bald betrübte Nachrichten, wenn auch nicht gerade über sie, doch jedenfalls über ihre Pferde erhalten. Kein Hafer, schlechtes Heu, keine Ställe, ein anderes Klima, das kann den französischen, an und für sich nicht besonderen Pferden nur schlecht bekommen.

Nie möge man vergessen, daß Mitte März und Ende October die allein günstigen Zeitpunkte zu militairischen Expeditionen in der ganzen Regence sind.

(Soweit hat das französische Blatt diesen Artikel drucken lassen, den nachfolgenden Satz aber gestrichen.)

Wäre ich Louis Philippe, ich schickte einen königlichen Prinz nach Algier, machte ihn zum Vicekönig mit der Bedingung, nicht viel aus der Stadt

zu gehen; Samoriciere zum Commandanten en Chef
 der Infanterie, Jussuf zum Befehlshaber der Caval-
 lerie — wahrlich Abdl-Kadr's Reich hätte bald
 ein Ende, und die Colonie würde blühen und ge-
 deihen wie nie zuvor.

Der
 Die bei
 vor Beis
 auch sehr
 Allen wo
 dem Eba
 Minuten
 Mühle e
 gesagt d
 gen gefe
 gen, we
 werth ist
 der auß
 führt.
 auf den
 die ich
 schreift
 Ertrag
 auf den

Der Greiffenstein und die Steige.

Die beiden Herren K. . . . begleiteten mich am Tage vor Weihnachten auf einem Spaziergang, der wenn auch sehr fatigant, doch höchst interessant war. Vor Allem war unser Augenmerk der Greiffenstein. In dem Thal, das die Zorn durchströmt, ungefähr zehn Minuten hinaufgehend, überschritten wir vor einer Mühle eine fabelhaft schlechte Brücke, (die beiläufig gesagt dem Herrn Aboué Klein in einem ihretwegen geführten Proceß vierhundert Franken eingetragen, welche Summe sie an und für sich gewiß nicht werth ist) und verfolgten dann einen schmalen Pfad, der außerordentlich steil zu der genannten Ruine führt. Die halbe Stunde, die man von Zabern bis auf den Greiffenstein rechnet, ist eine der längsten, die ich in meinem Leben gegangen bin. Total erschöpft langten wir oben an, doch fand ich reichlichen Ersatz für die Bemühung in den schönen Ruinen, auf denen wir nun ausruhten.

Von unten, überhaupt von wo man aus der Ferne den Greiffenstein erblickt, zeigt sich nur ein Thurm, der über die Gipfel der Bäume hervorraget. Oben aber besteht die Ruine aus drei Thürmen, die durch Höfe und Gänge verbunden, ein so gewaltig wild romantisches Ganze bilden, wie man nur irgend ein altes Schloß antreffen kann. Keine Spur von Leben regt sich hier oben, es ergriff mich ein Grausen und Bangen in diesen Mauern, die einst doch gewiß auch von Jubel und Becherklang, von Gesang und Lautenschlag wiederhallten.

Herrliche Buchen umgeben die Ruine, die fast auf allen Seiten mit Epheu bedeckt ist. Wir kletterten überall herum, und kamen so auch in den Hof, von dem eine Sage geht, daß in ihm am Johannestage eine Schlange (nach Andern eine Kröte mit Namen Grete) erscheint, die einen goldnen Schlüssel im Munde trage, und demjenigen, der ihn erbeutet, unendlichen Reichthum verschaffen wird. D wäre das wahr, erwiederte ich Herrn K . . . , der mir die Sage erzählte, und Morgen Johanni, und die Schlange oder Kröte selbst ein Lindwurm, ich würde mit dem Ungeheuer kämpfen, denn auf eine solche Weise allein kann ich nur hoffen noch ein Mal reich zu werden.

Aus einer früheren Epoche meines Lebens ist es

mit zur Gewohnheit geworden jede Ruine, die ich befehle, genau zu durchsuchen. Die vielen Risse und Löcher in dem Gemäuer des Greiffensteins luden doppelt dazu ein, und emsig durchstöberte ich Alles was ich erreichen konnte. In einem Bogengange jenes erwähnten verhängnißvollen Hofes, untersuchte ich mit meinem Stocke eine tiefe Ritze, als plötzlich ein widerliches Geschrei daraus hervordrang. „Hier sitzt die Schlange, rief ich meinen Begleitern zu, jetzt bin ich ein Kröfus!“ Die Herren näherten sich, und als ich von Neuem mit dem Stocke sondirte, vernahmen auch sie das Gefrächz; nun ward zur Lösung des Räthfels geschritten. Die Spalte zu erweitern, war nicht möglich, unsere Instrumente dazu bestanden auch nur aus einer Gabel und einem Taschenmesser. Schon wollten wir die Geheimnisse des Greiffensteins nicht weiter stören, als ich zufällig die Flinte des Herr K... bemerkte. Schnell zog ich den Ladestock, schrob den scharfen Kräger auf, und drang noch ein Mal auf den verborgenen Feind ein. Jetzt war's um ihn geschehen! Der scharfe Stahl bohrte sich in etwas Weiches, und ein jämmerliches Geschrei verkündete uns den sichern Fang. Herr K... hatte sich mit seiner Gabel der Spalte genähert, und als ich nun den Ladestock immer mehr zu mir zog, erblickte er

zuerst ein graues Ungethüm, das weit seinen rothen Rachen aufsperrte und zwei Reihen spitziger Zähne zeigte. Unbarmherzig, wie die Jäger Alle sind, stieß er ihm die Gabel in den Rachen, und frohlockend zogen wir den Schatz an's Licht, doch beschämt sahen wir uns einander an, denn vor uns zappelte und flatterte eine — Fledermaus.

Ohne einen gebahnten Weg zu verfolgen gingen wir in den Wald hinab, bis wir in ein enges Thal kamen, in dem ein kleiner Bach sanft dahin rieselt. An beiden Seiten desselben waren viele Bäume gefällt, und aus ihrer Zubereitung sahen wir, daß sie für Eisenbahnen, und höchst wahrscheinlich für die Straßburg-Baseler bestimmt sind.

Bald verließen wir das Thal und wandten uns rechts wieder in die Höhe. Wir überschritten die auf dem Rücken der Berge nach Falzburg führende Chaussee, und traten jenseits von Neuem in den Wald, der hier fast allein nur aus schönen, großen Eichen besteht. Den Berg am Gipfel umgehend, überstiegen wir den sogenannten „Pandurengraben“ den diese wilden Gäste 1744 hier zu ihrer Vertheidigung gegraben, und stießen bald nachher auf die St. Barbara-Capelle, unter der tief untem im Thal das Dörfchen Ottersthal liegt. Hier zieren den Wald schöne zahme Kastanienbäume, die fast überall

an dieser Seite des Flußes der Voghesen angetroffen werden, und einen ziemlich bedeutenden Handelsartikel abgeben. Diese Art Kastanien nennt man hier kurzweg „Keschte“, dagegen die wilden „Fexir Keschte.“

Bei der Capelle drehen wir uns abermals rechts, durchschritten den Wald von dieser Seite des Berges, und gelangten bald auf die „Steige“, wo ein alter Soldat, André, eine Kneipe hält, der er den stolzen Namen „au Saut du Prince“ beigelegt hat.

Die „Steige“ wird die Chaussee genannt, die Bischof Armandus Rohan 1726 anlegen ließ, und die in bequemen Windungen das Elsaß mit dem übrigen Frankreich als Hauptstraße verbindet. Es ist ein erfreulicher Anblick, wenn man aus dem unfreundlichen Lothringen kommt, und von der Steige herab ins lachende Elsaß schaut. Dies muß der Herzog von Berry seiner Zeit auch wohl empfunden haben, denn als er auf einer Reise hier angelangt, und die sogenannten Fluren vor sich gesehen, soll er gefragt haben: gehört dies schöne Land auch noch zu Frankreich? Wenn schon diese Frage keine sonderlichen geographischen Kenntnisse bei der Allerhöchstseligigen Königlichen Hoheit voraussetzt, so ist doch, wie gesagt, der Unterschied zwischen dem Elsaß und

den angrenzenden Provinzen so groß, daß diese Frage von einem Fremden gethan, wohl begreiflich wäre.

Carl X. kannte das Land besser, und als er von der Steige hinabschaute, sagte er, auf Saverne zeigend, freundlich „dort, in meinem lieben Elsaß will ich schlafen.“ Er war der letzte König, der Zabern diese Ehre erwies, Louis Philippe ist auch da gewesen, aber nur durchgereist, und kommt wahrscheinlich nicht wieder.

Die Steige ist ein beliebter Spaziergang der Saverner, und man ersteigt sie in weit kürzerer Zeit, wenn man rechts oder links der Chaussee die Traversen einschlägt. Die zur Rechten der Straße — diejenige die am Meisten abschneidet — bietet durchaus nichts dar, was Interesse erregen könnte, dagegen die auf der Linken desto mehr. Abgerechnet daß man auf dieser Seite noch Spuren der ehemaligen Straße findet, die einer Eisenbahn in Stein gleicht, erregen die in pittoresken Formen zerbrochenen Felsen einen überraschenden Anblick, und von einer der hervorstehendsten Spitzen derselben soll Carl von Lothringen nach einer verlorenen Schlacht mit seinem Pferde herabgesprungen und sowohl er als auch sein Roß sich glücklich gerettet haben. Dies ist der „Saut du Prince“, wonach père André sein Hotel getauft. Unten sind in dem

Stein die Pferdehufe eingehauen, und in der Hälfte der Höhe des Felsens befindet sich eine wahrscheinlich auf diese Begebenheit Bezug habende Inschrift, die ich jedoch nicht entziffern konnte.

Weiterhin sprudelt in einer mit grüner Kresse reich geschmückten Felsengrotte ein klarer Quell, zu dem einige Stufen hinaufführen. Hier wie auf dem Greiffenstein, und überall in der Gegend von Saverne bestehen die Felsen aus rothgrauen Sandstein mit Lagen von Kies untermischt, der nach seinen Bestandtheilen einst, wie überall wo man ihn in diesen Regionen antrifft, dem Meere angehört zu haben scheint.

Wenige Minuten vor der Stadt kommt man an Schlettenbach, dem Landsitze des Herrn Veclerc vorbei, dessen allerliebste Lage, geschmackvolle Einrichtung, und vortreffliche Instandhaltung dem Besitzer alle Ehre macht. Vorzüglich ist es ein Weinberg, der an und auf dem Felsen angelegt meinen Beifall fand, da in ihm, ohne zu weit gegangen zu sein, das Vergnügliche mit dem Nützlichen sich vereinigt. Herr Veclerc ist Hypothekenverwahrer, und sein Bruder der commandirende General der Artillerie in Straßburg.

Wenn schon wir auf dem Spaziergang nicht das günstigste Wetter hatten, so war es dennoch nicht

ganz trübe, und schon glaubten wir Saverne ohne Hinderniß zu erreichen, als auf ein Mal der Himmel zur Rechten über den Boghesen sich schwärzte, und Regen verkündete. Wir eilten, allein die Wolken waren rascher, und entluden ihre Wasser in solchen Massen über uns, daß wir bald bis auf die Haut durchnäßt wurden. So rasch die dunklen Wolken am Horizont heraufgezogen, eben so schnell zertheilten sie sich wieder, und aus ihrer geöffneten Mitte, warf plötzlich die untergehende Sonne noch einen Augenblick feurige Strahlen, vergoldete prachtvoll Hohbarr, die nahen Berge und hüllte Saverne in ein magisches Licht, in welchem mir die Stadt freundlicher erschien, als ich sie bis jetzt noch gesehen. Doch bald war das Tagesgestirn hinter den Bergen verschwunden, ein matter rosiger Schein umschwebte nur noch die höchsten Gipfel der Boghesen, als wir in die Stadt eintraten.

Der heilige Christabend, der süßeste, fröhlichste Abend meiner Knabenjahre, ist seit lange ohne alle Bedeutung für mich. Hier wurde ich durch Madame K... daran erinnert, die mich bat den Weinachtsbaum für ihre Kinder mit anpuken zu helfen. Bald war das heitere Geschäft vollendet, am andern Morgen sollte er den Kleinen bescheert werden. Ich ging noch auf das Café, wo ich hörte, daß um Mitternacht Messe

sei. Wir blieben bis zu dieser Stunde beisammen, und begaben uns dann in die Kirche.

Die an und für sich häßliche Kirche war zum Erdrücken voll, und soll ich offen reden, so muß ich gestehen, daß wenig Andacht die anwesende Menge beseelte. Wohl bemerkte ich andere Sachen, die bestimmt an diesen Ort am allerwenigsten hingehören. Bedenkt man, daß bevor dieser Gottesdienst beginnt, länger als gewöhnlich getrunken worden ist, und wenn er beendet, wieder geschwärmt wird, so kann man sich darüber gerade nicht wundern, allein wozu auch, und zu solcher Stunde eine Messe? Aus allen Gegenden Frankreichs berichteten die Zeitungen später grobe Störungen, und die Unzweckmäßigkeit dieser Messe. In Metz ist sogar in Folge derselben Blut geflossen. Ein hübsches Mädchen, in der Kirche von jungen Leuten angerebet, später von ihnen verfolgt, soll sich nicht anders von ihnen loszumachen gewußt haben, als durch das Versprechen, sie in ein Haus zu führen, wo sie ihren Wünschen nachkommen würde. Sie geleitete sie wirklich bis an ein Haus, klopfte, und gleich darauf öffnete man. Sie bat ihre beiden Begleiter einzutreten, und die Unvorsichtigen folgten. Kaum war die Thüre zugemacht, so stürzen mehrere Männer auf die Fremden zu, und bald sinkt Einer von diesen durch ei-

nen Messerstich zu Boden. Der Värm führt eine Patrouille herbei, und die ganze Gesellschaft wird arretirt. Das listige Weib hatte die jungen Leute in das Haus ihrer Brüder geführt, die nun wahrscheinlich für das coquette Benehmen ihrer Schwester in der Christnachtmesse hart büßen werden, da der Verwundete schwerlich am Leben bleiben wird.

Im Ganzen bot die Kirche in Saverne, nachdem alle Kerzen und Lichter angezündet waren und die bunte Menge tageshell beleuchteten, einen recht artigen Anblick dar. Lächerlichere und abscheulichere Kirchenmusik aber habe ich noch nie gehört. Ohrenzereißende, nervenzerstörende Walzer, Gallopaden und Contretänze, das war die Kirchenmusik der Christnachtmesse in Zabern!

Ich liebe weder Sonn- noch Feiertage, am wenigsten aber den ersten Weihnachtstag; wenn ich daher mich an demselben um drei Uhr Morgens zu Bett legte, und erst um sieben Uhr Abends aufstand, so mag jene Abneigung der einzige Grund gewesen sein.

Adolphe Crémieux,

Advocat aus Paris in Saverne.

Die Veranlassung, die Herrn Crémieux nach Saverne brachte, ist in der Kürze folgende. Eine Jüdin hatte mit einem Christen vor dem hiesigen Tribunal einen Proceß, zu dessen Entscheidung ihr von demselben der jüdische Eid (*More judaico*) auferlegt ward. Herr Isidor, Rabbiner in Falzburg, weigerte sich denselben abzunehmen, und öffnete zu diesem Zwecke den Behörden auch nicht die ihm anvertraute Synagoge. Das Tribunal forderte den Geistlichen vor seine Schranken; er schickte Herrn Crémieux zu seiner Vertheidigung.

Herr Crémieux ist Israelit, sein Ruf als Advocat ein lange schon gegründeter. Ohne Vermögen hatte er sich durch Thätigkeit und Fleiß eine Summe von circa 30000 Franks erworben, mit der er nach Paris ging, um eine offene Advocatenstelle am Cassationshofe zu kaufen. Allein dazu waren 150000 Franks erforderlich. Er wandte sich frei und offen an den Baron von Rothschild, bat um 120000 Fr.

Vorschuß, und erhielt zur Antwort: am andern Morgen wieder zu kommen. Herr von Rothschild soll sich nach den Verhältnissen Crémieux's erkundigt haben, und als er erfahren, daß Talente, Fleiß und Thätigkeit den jungen Mann auszeichneten, gab er ihm Tag's darauf, großmüthig wie immer, nicht nur das Verlangte, sondern den ganzen Kaufpreis mit dem Bemerkten: sein eigenes Vermögen zum Anfang seines neuen Geschäftes zu benutzen. Glück krönte Crémieux's Unternehmungen; nach einem Jahr brachte er seinen Wohlthäter abschläglic 100000 Frank's, die dieser jedoch ausschlug, ihm freundlich sagend, er möge warten, bis er die ganze Summe beisammen habe. Im zweiten Jahr war dies der Fall, er zahlte Herrn von Rothschild das Gesehene zurück, und zwar ohne Zinsen. Später verkaufte Herr Crémieux seinen Platz am Cassationshofe, jetzt ist er Advocat am königlichem Gerichtshofe zu Paris.

Daß ein Mann wie Herr Crémieux, der überall, und mit dem besten Erfolge bis jetzt die Interessen und Rechte seiner Glaubensgenossen vertheidigt, auch in Saverne mit großer Neugierde erwartet wurde, ist wohl natürlich, und es gereicht den hiesigen Advocaten zur Ehre, daß sie ihn auf's freundlichste empfangen und behandelt haben.

Als ich, gleich nach neun Uhr Morgens in den

Saal des Tribunals trat, war derselbe bereits von Zuhörern angefüllt, und mit Mühe erhielt ich einen Platz, von wo aus ich die Maidirenden genau beobachten konnte. Kurz nachher erschien Herr Crémieux, ein kleiner, gedrungenener Mann, dessen schwarzgelocktes Haar eine hohe Stirn bedeckt, und dessen dunkle Augen jenen Scharfblick und Geist verrathen, die ein Erbstück der Kinder Israels sind. Seine Stimme ist rein und angenehm, nicht übertrieben, wenn Enthusiasmus ihn ergreift, aber begeistert und energisch, wenn er von seiner angetasteten Religion spricht.

Herr Crémieux berief sich zuvörderst auf das Gesetz, und das ist für ihn, denn die Juden sind in Frankreich Franzosen. Der Franzose schwört die Hand aufhebend und die Worte sagend: je le jure, und der Eid ist heilig. Wie kann man nun verlangen, daß ein französischer Jude anders schwören soll? Das ist unbillig, ja ungerecht.

In der Revolution sind die Juden in Frankreich emancipirt, und seit Mirabeau am 10. Februar 1791 die Wort sprach: Les rapports de chaque homme avec l'Étre d'en haut sont indépendants de toute institution publique. Entre dieu et le coeur de chaque homme, quel gouvernement oserait être l'intermediaire? — sind alle Religionen in Frank-

reich erlaubt. Hat Napoleon in jenem bekannten Edict vom 17. März 1808 die Juden von Neuem zu unterdrücken gesucht, so stimme ich Herrn Crémieux bei, daß dieser große, ja der größte Mann der je gelebt, nicht frei von Fehlern war, und in diesem Edict einen überaus schweren begangen hat.

Sind unsere Vorfahren, und wir nicht selbst Schuld an der Verderbniß der Juden? War und ist es nicht lächerlich ihnen den Tod Jesu Christi auf eine Art entgelten zu lassen, die sie nicht mehr für unseres Gleichen ansehen ließ, die sie dem Thiere gleichstellte, das man im Uebermuth und im Gefühl der Macht quält und peinigt bis aufs Blut? Und was würden denn unsere Priester und das Volk thun, wenn jetzt in unserer Mitte ein Mann aufstände, der wie Christus die jüdische, unsere Religion verwürfe, und eine neue predigte? Wahrlich es würde ihn ein gleiches Schicksal treffen, wenn nicht anzunehmen ist, daß es noch grausamer wäre. Denn ebenso gewiß wir glauben, Pontius Pilatus als Vertreter der Staatsgewalt bei dem Gericht über Christus habe seine Hände gewaschen, um seine Unschuld an der Verurtheilung des Heilandes zu beweisen, ebenso sicher glaube ich, daß jetzt die Staatsgewalt noch mehr als Volk und Priester, den Verkünder einer neuen Religion — unstreitig der größte aller

Revolutionäre — bestrafen würde, und zwar mit einer martervolleren Strafe, als durch den Tod am Kreuze. Was ist mit Huß geschehen, der noch dazu ein kaiserliches Sicherheitsgeleit hatte? Was würde Luther widerfahren sein, wenn nicht List und offene Gewalt ihn beschützt?

In Deutschland sind die Juden nicht emancipirt, dort müssen sie schwören wie es ihnen der Richter vorschreibt, und es ist empörend auf welche Weise ihnen in einigen Ländern der Eid abgenommen wird. So schwört der Jude z. B. in Sachsen auf einer Schweinshaut, und Herr Crémieux bemerkte dabei, ganz in meinem Sinne, daß er tausend Mal lieber in Sachsen auf diese Art schwören wolle, als in Frankreich *More judaico*; denn dort wird der Jude tyrannisirt, dort hat er kein Recht, dort ist er kein Mensch, in Frankreich aber ist er Franzose so gut wie der König, und alles was sich sonst noch Franzose nennt, und diese sind gleich vor dem Gesetz.

Muß unser Zeitalter nicht erröthen, wenn es noch so lächerliche Vorurtheile gegen Nebenmenschen hegt, als wie man sie in Deutschland gegen die Juden hegt? Wie lange ist es her, daß die Rothschilde in Frankfurt die Erlaubniß haben, außer in der Judenstraße oder vor den Thoren, Häuser zu besitzen! Verweigert man ihnen jetzt nicht noch den Zutritt zu einem Beses-

circel? Und so entfernen noch tausend andere lächerliche Scrupel die Juden von uns, die so gut als wir Gottes Geschöpfe sind, und genau genommen mancherlei Vorzüge vor uns besitzen. Ist es nicht Wahrheit, daß in der Literatur, in der Musik u. s. f. Sterne erster Größe Juden sind? Sieht nicht ein Jude in der französischen Deputirtenkammer? und ist es denn allein nur Glück, daß Häuser wie das der Rothsilde u. s. w. so ungeheure Reichthümer gesammelt haben, in Folge deren sie die halbe Welt regieren? Dazu gehört mehr als Glück, — Genie, Thätigkeit und Rechtlichkeit sind unbedingt auch dazu erforderlich. Und endlich, wer will den Juden absprechen, daß sie treuer und fester an den Gebräuchen ihrer Religion halten als wir, daß kindliche Liebe, Verehrung des Alters mehr bei ihnen angetroffen werden als bei uns?

Man sollte reiflich überlegen, was vor vielen Jahren Pabst Innocenz III. in Bezug auf die Juden verordnete. „Sie sind, sagt er, die lebendigen Zeugen des wahren christlichen Glaubens. Der Christ darf sie nicht vertilgen, damit er der Erkenntniß seines Gesetzes nicht vergesse. So wie sie in ihren Synagogen Alles, was ihr Gesetz erlaubt, üben dürfen, so darf Niemand in Uebung dessen, was ihnen erlaubt ist, sie kränken. Obwohl

sie lieber in ihres Herzens Hartigkeit verharren, als daß sie die Weissagungen der Propheten, die Geheimnisse ihres Gesetzes verstünden und Christum erkennen lernten, so haben sie dennoch Anspruch auf unsern Schutz. Daher wir ihnen solchen aus christlicher Milde, gleichwie Unsere Vorgänger angedeihen lassen. Kein Christ soll einen Juden zur Taufe zwingen, denn der Gezwungene hat keinen Glauben; wollen sie es freiwillig und offen thun, so darf sie aber auch Niemand darob verunglimpfen. Kein Christ soll ohne Rechtsurtheil ihre Person antasten, ihre Habe wegnehmen, oder da, wo sie wohnen, ihre herkömmlichen Uebungen ändern. An ihren Feiertagen sollen sie weder durch Hiebe, noch durch Steinwürfe gestört, noch weniger zu Dienstleistungen gezwungen werden, welche sie an andern Tagen verrichten könnten. Es soll Niemand in ihre Gottesäcker einbrechen, oder für Geld ihre beerdigten Leichname ausgraben — Alles bei Strafe des Bannes.“

Diese, von einem Pabst vor Jahrhunderten erlassene Verordnung sollte billig in unserm Zeitalter vervollkommenet und ausgeführt werden, darunter verstehe ich, die Juden überall zu emancipiren, und in gleiche Rechte mit uns einzusetzen. Vielleicht wäre bald das, was sie uns jetzt so gehässig macht, verschwunden, und uns die Genugthuung sie auf die

rühmliche Stufe zurückgeführt zu haben, auf der sie einst lange vor uns standen, geworden.

Herr Crémieux erwähnte ferner der jüdischen Schulen, und er versicherte, daß da wo er sie inspicirt, nichts zu wünschen übrig bleibe. „Wie können Sie aber verlangen, daß schon überall, und Alles in Bezug hierauf so ist, wie es sein sollte. Bedenken Sie, daß wir in Frankreich erst seit der Revolution leben, geben Sie uns Zeit, und sie werden sich überzeugen, bald stehen wir in der Bildung unserer Jugend der ihrigen nicht nach.“

Dann ging er wieder zu seinem Thema über, und bemerkte, daß in Nîmes, Aix, Bordeaux u. s. w. der jüdische Schwur nicht mehr verlangt, und das Saverner Tribunal nur allein ihn noch auferlege. Er wandte sich an die Richter. „Geseht ich hätte hier einen Proceß, und sie legten mir einen Schwur auf. Sie haben kein Recht mich nach meiner Religion zu fragen, es muß Ihnen genug sein: ich bin Franzose. Mein Name aber erscheint Ihnen jüdisch, Sie legen mir den Eid More judaico auf. Was wollen Sie mir erwidern, wenn ich denselben verweigere, Ihnen erklärend: ich sei Muselman? Nach Ihrem Princip müßte ich nun türkisch schwören, und wenn ich die Hände auf die Brust legend, bei „der Feige und Olive“ oder bei den „Pferden, die schnaubend

rennen, so daß die Kiesel von Funken brennen", oder bei dem „weitausgegoßenen Meer" u. s. w. schwüre, würden Sie mit diesem Schwur zufrieden sein? gewiß nicht, und doch ist er türkisch. Oder erklärte ich Ihnen, ich sei Quäker, was würden Sie thun? Sie wissen diese Secte schwört nie. Nicht wahr, den Türken wie den Quäker — (denn dieser wie jener könnte doch auch Franzose sein) — würden Sie gebieten, die Hand vor Ihnen aufzuheben, und die Worte zu sagen: je le jure, oder würden Sie vielleicht den Türken nach einer Moschee zur Ablegung des Schwures schicken, und mit dem einfachen „ja" oder „nein" des Quäkers zufrieden sein? Nein, meine Herren, das thäten sie nicht. Warum soll nun der Jude anders schwören? Wir Alle die wir hier versammelt sind, wissen sehr gut, daß leider oft schon Juden und Christen falsch geschworen haben, können wir es ändern? Nein. Wohl einschränken, das gebe ich zu, aber ganz verhindern nie. Lassen Sie daher den französischen Juden schwören, wie es das Gesetz den Franzosen vorschreibt. Wahrlich er schwört vor demselben Gotte, vor dem Sie schwören, und ist er meineidig hier oder in der Synagoge, er wird an seinem Gewissen einen Quäker haben, das bleibt nicht aus, selbst wenn erst in der Todesstunde.

Der Gegner des Herrn Crémieux, Advocat Schoell

erwiderte ihm nun in eigentlich nichts sagenden Worten; citirte eine Menge alte, größtentheils veralteter Verordnungen aus der deutschen Kaiserzeit, wo dem Eid *More judaico* für nöthig erachtet und geboten worden; las manches Mal selbst falsche Stellen im Eifer seines Amtes ab, sprach undeutlich und unangenehm, zitterte heftig, und machte sich eben kein großes Compliment, indem er einfließen ließ: er sei schon fünfzehn Jahre *Advocat*. Als er erschöpft sich niedersetzte, nahm er einen Bogen Papier und zeichnete Köpfe darauf, die, wie ich durch mein Glas bemerkte, auch keinen Beweis von großem Zeichentalent gaben.

In der Pause, die jetzt der Präsident des Tribunals verfügte, musterte ich die auf der Tribüne sitzenden Damen. Ich erschrak, als ich mein Glas nach der rechten Seite richtete, denn in der That ich glaube meine gute Freundin aus Straßburg sitze vor mir, solche frappante Aehnlichkeit hat Madame C. . . (deren Namen ich später erfuhr) mit derselben. Daß Madame C. . . daher ein hübsches Frau'chen ist, versteht sich von selbst. Die übrigen Damen fand ich bei weiterer Anschauung zu einer späteren Beschreibung erhaben.

Herr Cremieur nahm nun wiederum das Wort, und antwortete seinem Gegner gediegen, oft beißend.

Endlich trug er darauf an: den Rabbiner Isidor frei zu sprechen, und den jüdischen Schwur nicht ferner aufzuerlegen.

Der königliche Procurator, ein Mann, ernst, klar und deutlich, verrichtete sein Amt mit vieler Würde; dann entfernten sich die Richter das Urtheil zu sprechen. Es fiel dahin aus, daß die jüdische Wittwe mit ihrer Klage, da sie den auferlegten Eid nicht geleistet, abgewiesen werden, es ihr aber frei stände beim Staatsrath den Rabbiner zu verklagen, dieser hingegen vorläufig freigesprochen wurde.

Was ich bis jetzt über die Juden gesagt, das ist meine innige Ueberzeugung. Wie aber, das Verhältniß derselben zu den Christen im Elsaß beschaffen, darüber noch einige Worte, die aus sicherer Quelle sind.

Das Elsaß ist mit Juden überschwemmt, und das offenbar eine große Calamität für dasselbe. Aller Handel und Wandel auf den Dörfern und in den kleinen Städten ist in ihren Händen. Kein Geschäft schließt ein Bauer, wobei nicht ein Jude im Spiel ist. Wie nun solche Geschäfte in dieser Region beschaffen sind, weiß man aus Erfahrung, und es ist nicht zuviel gesagt, daß, wenigstens im Arondissement von Saverne, in einigen Jahren die meisten Bauern verarmt von Haus und Hof vertrieben sein werden.

Das ist das Werk der Juden. Unzählige Prozesse die immer mehr vorkommenden Auswanderungen nach Amerika zeugen für diesen beklagenswerthen Zustand der Bauern.

Die Juden des Elfaßes, natürlich Ratisbonne und wer sonst auf dieser Stufe der Bildung steht ausgenommen, sind in Wahrheit verachtungswürdig, und da sie selbst, wenn sie unter sich Prozesse führen, darauf antragen, daß der, dem ein Schwur auferlegt, ihn in der Synagoge leisten soll, so hat das hiesige Tribunal den Eid More judaico ebenfalls verordnet, wenn ein Jude im Proceß mit einem Christen zum Schwur verurtheilt wird. Ein Recht hat es nicht dazu, das ist wahr, allein wie die Umstände ein Mal hier sind, mag es so Unrecht gerade nicht haben.

Hierauf gestützt und genau diese Verhältnisse kennend, mußte ein Advocat dem Herrn Crémieux antworten, und nicht wie Herr Schoell es gethan. Man ist der Meinung, wenn Herr Debier oder Herr Laporte an jenes Stelle gewesen, Crémieux nicht einen so glanzvollen Sieg davon getragen habe; der allerdings doch noch sehr problematisch ist, da seit seiner Abreise das Tribunal schon wieder vier jüdische Eide auferlegt hat. Ob sie schon geleistet, das weiß ich nicht.

Sehr zu wünschen ist es, daß die Regierung bei dieser Angelegenheit ins Mittel schreitet, um dem ewigen Gezänk ein Ende zu machen.

Der Schwur, wohin ist es mit ihm gekommen? Seitdem sich der Meineidige mit Geld loskaufen kann, seitdem der Schwur zum Spott im Munde so vieler hohen Staatsbeamten geworden? Wahrhaftig er ist nur noch für's Volk; da aber sollte er rein religiöser Art sein, und bestimmt es wäre besser.

ähliche Proce
uswanderung
tagendwert
ich Natien
Bildung
schungswürd
Proceffe für
ein Schwur
n soll, so
havo ebenf
ß mit ein
Ein
wie die
recht ger
Verhältni
n Grömi
es gethan
oder Herr
nicht einen
es; der alle
da seit
vier jüdis
et, daß

Der Murrkopf. (Le Grogard).

Blaise Alboise war einer jener Männer, welche das republikanische und kaiserliche Frankreich mit Stolz den schönsten Characteren des Alterthums entgegenstellen kann, und welche der Nachwelt zur ewigen Bewunderung dienen werden.

Als 1792 der Waffenruf im feurigen Enthusiasmus die französische Jugend an die Grenze trieb, stellte sich Alboise unter das erste Bataillon der Freiwilligen von der Seine und Oise, welches zur Armee der Sambre und Meuse stieß. Obgleich erst sechszehn Jahr alt, zeichnete sich doch der Freiwillige gleich anfänglich durch seine Tapferkeit aus, und besonders bei Neuwied. Sein Bataillonschef forderte Freiwillige auf, um eine Batterie zu stürmen, deren wohlgenährtes Feuer die Bewegungen der Halbbrigade sehr hinderte. Alboise erbot sich das Wagniß zu unternehmen, und die Truppe zu führen. Nachdem ihm der Commandant ziemlich

zweideutig seine Instructionen gegeben, besann sich Alboise einige Augenblicke, dann sagte er: „Aber zum Teufel, Bürger-Commandant, wo schickst Du uns hin?“ — „Nun bei Gott, siehst Du es nicht? In den Tod!“

„In den Tod! . . . das ist schon recht! . . . Du hättest es nur gleich sagen sollen . . . Es gilt —“ und gegen seine kleine Truppe sich wendend rief er: „Nun Ihr Andern, Sturmschritt, vorwärts Marsch! Macht's wie ich — es lebe die Nation!“

Eine halbe Stunde nachher war Alboise Herr der preussischen Batterie, aber drei Viertel seiner Leute waren todt.

Siebenzehnhundert sechs und neunzig stand Alboise bei der heroischen italienischen Armee, deren Commando Scherer dem General Bonaparte übergeben hatte. Als Grenadier in der 60ten Halbbrigade nahm er Theil an allen Schlachten, die diesen glorreichen Feldzug bezeichneten. Aber man muß gestehen, daß wenn Alboise ein braver Soldat war, er auch als der originellste Unzufriedene in der Armee betrachtet werden konnte. Vielleicht haben die alten Kaisersoldaten ihm den Namen „Murrköpfe“ (grognaards) zu verdanken, welcher ihnen jedoch erst vorzugsweise beigelegt wurde, als Napoleon auf Elba war.

Ein guter Sohn, treuer Camerad, vortrefflicher Soldat, hatte Alboise nur einen Fehler, und zwar den, immer zu murren, immer zu tadeln, nie zufrieden zu sein. Er tabelte Alles, beklagte sich über Alles zu jeder Zeit, an jedem Ort, bei jeder Gelegenheit. Während zwanzigjähriger Dienstzeit hörte man fast nie ein billigendes Wort aus seinem Munde, fast nie entfaltete sich seine Stirn als ein Zeichen seiner Zufriedenheit. In der Garnison beklagte er sich über Ruhe, im Felde über Strapazen. War sein Tornister gehörig gefüllt, so fand er ihn zu schwer; wurde er leichter, so brummte er, daß er ihn nicht zu füllen Gelegenheit fand. Dieser mürrische, alles bekrittelnnde Humor veranlaßte seine Cameraden zu sagen, daß im Regiment der übelzufriedene Alboise unfehlbar Colonel würde, wenn er jenen Humor ablege; Jedermann aber schätzte ihn, und seine Obern vergaben ihm gern seine Eigenheiten, wegen einer Menge vortrefflicher Eigenschaften und besonders wegen des Adels seines Characters und seiner Gesinnungen, die oft an's Erhabene grenzten. Um einen Begriff von seiner Bescheidenheit zu geben, ist es hinreichend zu erwähnen, daß er standhaft jeden Grad ausschlug, indem er sagte: Es ist schon genug für mich, daß ich weiß zu gehorchen, was würde

es werden, wenn ich wissen müßte: zu commandiren.

Erst nach sechszehnjährigem Dienst willigte er ein die Caporalschnüre zu tragen, aber diese Einwilligung geschah auch, wie wir später sehen, bei einer ganz besonderen Gelegenheit.

Im Mai 1796, einige Tage vor der Schlacht von Lodi, äußerte sich Napoleon, indem er die Vorposten untersuchte, mißfällig über die vielen Flintenschüsse, die er gehört. „Man muß, sagte er, sein Pulver nicht unnützer Weise in das Gebüsch verschießen.“ Bei diesen Worten zischten mehrere Kugeln an ihm vorüber. Ein Grenadier stellt sich vor ihm, mit seinem Körper ihn zu schützen. „Was machst Du da?“ fragt der General mit scharfem Ton diesen Soldaten, „warum hast Du Deinen Posten verlassen.“

„Ich erwarte von Ihnen die Erlaubniß einige dieser Tyroler Raben auszuheben, die in jenem Gebüsch nisten.“

„Glaubst Du, daß sie da geblieben sind auf Dich zu warten? Tritt zurück auf deinen Posten.“

„Mein General, die Feinde sind in der Schlucht wie gestern.“

„Eine Ursach mehr, sie würden Dich umbringen.“

„Nah, das ist ihnen verboten, sie sind zu unge-

schickt. Ja wenn sie zielen könnten, wären wir Beide schon niedergestreckt, erst ich, dann Sie.“

„Du getraust Dir also ihren Anführer nicht zu fehlen?“

„Sagen Sie ein Wort — ich confiscire ihn.“

„Nun, weil Du es bist so geh', aber trau' ihnen nicht zu sehr!“

Und der Soldat ging fort die Marseillaise pfeifend — es war Alboise. Eine halbe Stunde verstrich, man glaubte ihn schon todt, da in der Richtung, die er genommen, mehrere Schüsse gefallen waren, aber plötzlich erschien er, doch ohne Hut. „Es ist geschehen, redete er den General an, ich sagte ja gleich sie wissen nicht zu zielen; jetzt können sie ihren „kaiserlik“ Dſicier begraben.“

„Merci, sagte Napoleon, ich werde mich Deiner erinnern.“

„Es ist doch immer so viel, erwiederte der Grenadier, aber für so wenig müssen Sie sich den Kopf nicht zerbrechen.“

Alboise folgte Napoleon nach Egypten, sah aber seinen General erst bei dem letzten Sturm auf St. Jean d'Acre wieder. Er hatte in demselben eine schreckliche Wunde am Kopf erhalten, und blieb demungeachtet in Reih' und Glied, da der General gegen Abend über seine Halbbrigade Revue halten

wollte, in
ausgezähl
wunderbar
Soldaten
gleichsam
kenne D
gefescht b
dat; aber
sind mind
sehr schlin
„Es is
Heuschreck
Art sauer
und ich b
„Doch
Du her?
„Ich
twie, Dep
„Je
und seine
eine Ehre
„Mer
doch noch
„Sa,
daran den
II.

wollte, indem sie sich bei dem Sturm besonders ausgezeichnet hatte. Man weiß, daß Napoleon ein wunderbares Gedächtniß besaß, und fast jeden seiner Soldaten kannte. Vor Alboise blieb er stehen, gleichsam ferne Erinnerungen zurückrufend. „Schkenne Dich jetzt, ich habe dich in dem Vorpostengefecht bei Lodi gesehen. Du bist ein braver Soldat; aber mein armer Sohn es scheint, die Türken sind minder ungeschickt als die Tyroler, sie haben sehr schlimm mit Dir gespaßt?“

„Es ist wahr, in diesem verdamnten Lande der Heuschrecken und Kameele wird es mir auf alle Art sauer gemacht, aber es ist nochmal für Sie, und ich bereue es nicht.“

„Doch . . . wie heißt Du gleich? Wo bist Du her?“

„Ich nenne mich Blaise Alboise, bin von Pontoise, Departement der Seine und Oise.“

„Je suis bien oise,“ sagte Napoleon lachend und seine Aussprache nachahmend, und wenn ich dir eine Ehrenflinte gebe, was wirst du dann sagen?“

„Merci, wie Sie bei Lodi, Sie erinnern's sich doch noch?“

„Sa, ja, aber laß dich zuerst heilen, ich werde daran denken.“

Das mögen sie thun, wenn Sie einen Augenblick frei haben.“

Unglücklicher Weise heilte die Wunde langsam, Napoleon ging nach Paris zurück, und der Soldat war vergessen. Allein es scheint, daß dieser ein besseres Gedächtniß hatte, obgleich er niemand etwas davon sagte.

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich, war sein alter General schon erster Consul, und als man entscheiden wollte, ob er es lebenslänglich bleiben sollte, ließ Alboise diese Gelegenheit nicht unbenutzt, dreist seine Meinung zu äußern.

In einem Linienregimente erkühnte sich ein Grenadier mit sehr großen Buchstaben: nein auf die Liste zu schreiben, worauf jeder Soldat seine Stimme zu bemerken hatte. Diese einzige Opposition verursachte großen Scandal. Der Colonel des Regiments, fürchtend daß man ihn verantwortlich machen würde des bösen Eindrucks wegen, den ein solcher Ungehorsam auf den Geist einer noch an republikanischen Ideen hängenden Armee machen könnte, ließ den übel denkenden Grenadier zu sich rufen. Ueberzeugt, daß er durch Güte einen in's Auge fallenden Widerruf erlangen würde, lobte er es alr bemerkte, daß auf diese Weise nichts auszu-

richten sei, zupfte er ihn an dem mächtigen Schnurrbart, und sagte: „Wie, Du bist es Alboise, Du, der die Ehre hat Grenadier in der ersten des zweiten zu sein? Du, der die Feldzüge in Italien mitgemacht, der in Egypten war, Du willst nicht haben, daß dein alter General, dein Oberhaupt sei?.... Du entehrst die Granate!.... Hab' ich nein unterschrieben?... und dennoch habe ich nicht die Ehre gehabt, mit bei den Pyramiden gewesen zu sein!“

„Die Pyramiden! die Pyramiden! antwortete Alboise den diese Reden ungeduldig machten; was beweist das: die Pyramiden? Sie, Oberst, haben ja unterschrieben, sie hatten das Recht dazu, ich bin nicht gekommen es Ihnen streitig zu machen, aber bei mir ist dies ein anderer Fall.“

„Und warum das, Grenadier Alboise.“

„Weil, wenn ich mich zehn Jahre lang mit ganz Europa geschlagen habe, damit es keine Könige in Frankreich geben soll, es nicht geschah um lebenslängliche Consul'n zu machen. Dies ist jetzt meine Idee. Und dann, wenn auch... haben Sie nicht gesagt daß der Wille frei sei?“

„Das heißt — nicht ich, sondern der Senat. Aber weißt Du wohl, daß wenn der Bürger-Consul dies erfährt, er im Stande ist, Dich für deine Lebtag ins salle de police zu werfen?“

„Unmöglich; das wird ihm einerlei sein; und dann, was sie mir da sagen, mein Colonel, ist recht gut für Sie, oder die gestickten Kleider, die da fürchten ihren Grad zu verlieren, ich aber fürchte dies nicht. Ja, ich will es ihm selbst sagen dem Bürger, dem ersten Consul; ich bin nicht wie er, ich, ich habe ein Gedächtniß, und wenn ich Jemand etwas verspreche, so halte ich Wort.“

Man sieht hieraus, daß Alboise sehr beleidigt war, daß er die ihm von Napoleon versprochene Ehrenflinte nicht erhalten hatte.

Der erste Consul erfuhr bald, daß in einem Linienregiment ein Grenadier eine verneinende Stimme gegeben, und begehrte dessen Namen.

„Alboise? von Pontoise? setzte er lächelnd hinzu, ich kenne ihn schon von lange her. Sagt ihm, daß ich Ordre erteilt, ihn in die Consulargarde, in meine Garde, wiederholte er stark betonend, aufzunehmen.“

Später als die alte Kaisergarde gebildet ward, befand sich Alboise von Anfang an dabei. Von diesem Augenblick stieg fortwährend seine Murrsucht bis an seinen Tod, der vielleicht der Umstand in seinem Leben war, womit er zufrieden schien.

Es ist bekannt, daß in der Nacht vor der

Schlacht
zu kennen
Proclama
die Bivo
Garde k
wehrsich
Worte t
das An
Du will
gen früh
schaffen;
haben!“

Es n
Beim
son des
citraffir
„Be
lapp wo
vorbeig
an die
Ein
garden
rie, un
in Bess
Die
murrte;

Schlacht bei Austerlitz Napoleon, um die Wirkung zu kennen, welche seine an die Truppen gerichtete Proclamation hervorgebracht, zu Fuß und unerkannt die Bivouacs durchging. Als er an eines seiner Garde kam, und ihn ein Grenadier, der sein Gewehr schloß putzte, erkannt hatte, so warf dieser die Worte hin, ohne seine Arbeit zu unterbrechen, noch das Ansehn zu haben, als bemerke er ihn: „Ach Du willst Ruhm haben! Nun sei ruhig, geh, Morgen früh wird man Dir von dem Ruhm herbeischaffen; warte nur ein wenig, Du sollst Ruhm haben!“

Es war Alboise.

Beim Beginn der Schlacht wurde ein Bataillon des 4ten Linienregiments durch russische Gardescuiraßire gesprengt.

„Bessiers, Bessiers, rief Napoleon, im Galopp vor den berittenen Grenadiere seiner Garde vorbeisprenzend, hin mit deinen Unüberwindlichen an die rechte Flanke dieses Bataillons.“

Einen Augenblick nachher kämpften die Kaisergardien gegen einander, die Reiter, und die Artillerie, und die Standarten der Russen — Alles fiel in Bessierés Hände.

Die alte Garde zu Fuß sah diese Thaten und murrte; zwei Mal verlangte sie unter großem Ge-

schrei vorwärts zu bringen, aber der Kaiser hielt sie zurück. Seine Grenadiere verwünschten ihn damals.

„Es gibt denn also heute nichts für uns,“ schrie Einer von ihnen, der sich über diese Ruhe durch seinen Unmuth vor allen Andern auszeichnete. Das war wiederum Alboise — Napoleon machte ein Zeichen mit der Hand, und sich nach der Seite zu Alboise kehrend, dessen Stimme ihm wohlbekannt war, sagte er ihm: „Schweig Du, bist zu sehr Gourmand.“

Den andern Morgen, als er seine Garde inspizierte, blieb er vor ihm stehen. „Hab ich Dir nicht in Egypten eine Ehrenflinte gegeben?“ fragte er ihn.

„D, ho, gegeben! gegeben! doch... Sie hatten sie mir versprochen, aber es scheint mir, daß damals die Fabrik schlecht ging, denn ich habe sie niemals erhalten. Uebrigens weil Sie Sich daran erinnern, so bin ich zufrieden; jetzt habe ich keinen Groll mehr.“

„Und daran thust Du wohl, denn Du weißt, daß wir uns jetzt einander oft sehen.“

„Und auch Wort halten,“ setzte Alboise ein wenig spitz hinzu. Es kam der Tag, an welchem die Kreuze der Ehrenlegion ausgetheilt wurden. Al-

boise hatte keinen Benachrichtigungszettel erhalten. Gott weiß, wie unleidlich er war.

„Zu den Namen der Braven, die Sie aufgerufen, sagte der Kaiser seine Stimme erhebend dem Staats-
officier, der das Amt des Kanzleisecretairs versah, fügen Sie auf Ihre Listen denjenigen eines meiner
alten Braven hinzu, den des Grenadier Alboise!

„Hier . . .“ erschallte sogleich eine Stentor-
stimme, die sich durch die Reihen brach; hier! . . .
hier! . . .

„Tritt näher, Du siehst das ich Gedächtniß habe,
und mein Wort halte. Hier hast Du, was ich dir
schuldig war; fahre fort unsern Conscrits als Bei-
spiel zu dienen, es wäre zu wünschen, daß sie dir
Alle gleichen.“

„Er denkt nicht übel,“ murmelte Alboise leise,
während Napoleon sein Kreuz losknüpfte, und es
dem Grenadier reichte, der es mit einer Hand nahm
und mit der andern militairisch grüßte. Dann trat
er ruhig unter dem Beifallsruf seiner Cameraden in
sein Glied zurück.

Während der Zusammenkunft Napoleons mit Ale-
xander in Erfurt im Monat September 1808, um-
geben von Königen, Prinzen und hohen Personen
aller Art, sah man beide Kaiser oft mit einander
allein in der größten Vertraulichkeit spazieren gehen.

Eines Morgens traten sie, Arm in Arm, aus dem Pa-
last, als Napoleon vor dem Grenadier, der als Schild-
wach an der Treppe sein Gewehr präsentirte, stehen
blieb. Es war Alboise. Napoleon betrachtete ihn
einen Augenblick, und mit Stolz Alexander auf den
Soldaten aufmerksam machend, über dessen Gesicht sich
eine dunkle lange Narbe zog, sagte er: „Was denken
Sie, mein Bruder, von Soldaten, die solche Wun-
den überleben?“

„Und Sie, mein Bruder, erwiederte Alexander,
was halten Sie von denen, die sie gaben?“

„Die sind todt“ antwortete Alboise mit tiefer
Stimme, und ohne sich zu bewegen.

Alexander, dessen schöne Antwort Napoleon einen
Augenblick verlegen gemacht, wandte sich höflich zu
ihm: „Mein Bruder, hier wie anderswo bleibt
ihnen der Sieg.“

„Mein Bruder, weil hier wie anderswo meine
groguards sich geschlagen haben.“ Und er ent-
fernte sich, seinem Grenadier, der nicht einmal die
Augen wendete, Dank zuwinkend.

Einige Zeit nachher, allein und zu Fuß im
Quartier seiner Garde spazieren gehend, bemerkt
der Kaiser Alboise, der ruhig auf einem Stein nahe
an einem Heumagazin sitzt und Feuer schlägt, um
seine Pfeife, die er im Munde hält, anzurauchen.

Er geht auf ihn zu. Alboise steht auf, fährt aber fort Feuer zu schlagen, indem er bloß sagt: „Verzeihen Sie mein Kaiser, aber der Teufel, man kann diesen Zunder nicht zum brennen bringen, es ist so windig! Sie erlauben, nicht wahr?“

„Ja, aber bis auf einen gewissen Punct: fürchtest Du nicht das Heumagazin anzuzünden? Es wäre dem Könige von Preußen gewiß ein übler Dienst geleistet, wenn Du ihm seine Städte anstecktest.“

„Ah, Bah! der König von Preußen, antwortete Alboise, das ist mir auch ein drolliger Monarch, der da. Er kann ruhig sein! Verbrennt man ihm sein Preußenland . . . nun so wird man's ihm bezahlen.“

Unterdessen mustert Napoleon den Grenadier, der immer schneller und stärker auf seinen Feuerstein schlägt, und dennoch kein Feuer erhält. „Ich bin Dein Schuldner Alboise.“

„Meiner, mein Kaiser . . . glaub's nicht. Vor zwei Jahren haben Sie mir das Kreuz gegeben, wegen der Schmarre die ich vor acht Jahren erhielt, ich bin Ihnen darauf noch schuldig. Nur Geduld, man wird zahlen.“

„Nicht wegen der Schmarre, das ist schon alt . . . nein, der Antwort wegen, die Du Alexander gabst, als du Schildwach standest.“

„Ich hab' diesem Kaiser keine Sottisen gesagt. Warum gab er sich das Ansehn, als wolle er die Garde insultiren? Sollte er sich vielleicht über mich bei meinen Vorgesetzten beklagt haben?“

„Nein, gewiß nicht, sagte Napoleon, ich will Dich belohnen.“

„Keine Ursach dazu. Und dann, ich brauche nichts. Doch wenn Sie mir eine Höflichkeit erzeigen wollen, nur um sagen zu können: Hier da hast Du . . . Nun, bei der ersten Wachtparade, sagen Sie mir guten Tag, wie Sie es lezthin gethan haben.“

„Guten Tag, mein Braver, schlag ein!“ und der Kaiser reichte ihm die Hand.

Bei dieser Bewegung Napoleons verwirrt sich das Gesicht des alten Soldaten, große Thränen entströmen seinen Augen — es war vielleicht das einzige Zeichen äußerer Fühlbarkeit, das ihn in seinem Leben entfuhr. Die Pfeife, die er bis jetzt im Mund behalten, mit einer Hand schnell ergreifend, wirft er sie zu Boden und zertritt sie, während er mit der andern die, welche ihm der Kaiser hinstreckte, ergriff und sie drückend, als wolle er die Knochen zermalmen, sagte er mit erstickter Stimme:

„D, immer mein Kaiser! Auf Leben und Tod! Alboise sagt Ihnen nur dies.“

„Ja, ich glaube Dir, antwortete Napoleon, indem er seine wie in einen Schraubstock gefangene Hand loszumachen sucht, zwischen uns ist es wie Du sagst: Auf Leben und Tod . . . Lebe wohl.“

Im folgenden Jahr befand sich Alboise in Schönbrunn, denn nicht einen Augenblick verließ er die Fahnen. Nach der Parade, die jeden Tag um elf Uhr im Schloßhose statt hatte, gab der Kaiser willig jedem Soldat Audienz, der sie verlangte. Ein Grenadier verläßt sein Glied, und kommt auf ihn zu.

„Aha, heute ist es an Dir mein alter Alboise! Was willst Du? Sprich.“

„Sire, ein großes Unglück hat mich betroffen.“

„Man hat Dir Unrecht gethan — Du kommst zu reclamiren, nicht wahr?“

„Nicht das. Ich habe eine gute Mutter, die ruhig von der Hälfte der Pension meines Kreuzes, welche ich ihr überließ, in einer Art Barracke lebte, welches sie ihr Haus nannte. Feuer verzehrte die Barracke, sie ist jetzt hin. Da ihr nun nichts mehr übrig bleibt als 62 Jahre und zwei Augen, um zu weinen, so fand ich, daß dies nicht genug sei zum Leben, und da komme ich . . .“

„Du willst von mir eine Pension für sie fordern, unterach ihn der Kaiser, der lange Erörterungen nicht liebte, Du hast Recht, die Mutter eines Braven, wie Du, kann auf mich zählen; ich werde diesen Abend an den Kriegsminister schreiben, bist Du zufrieden?“

„Nein, Sire.“

„Zum Teufel! Du bist difficile . . . Was soll ich Dir denn sonst geben? Einen Bon für den Zahlmeister der Garde?“

„Sire, das auch nicht. Nicht weil ich Ihre Unterschrift für schlecht ansehe, aber während der Schatzmeister und die ganze Boutique Ihren Bon einregistriren, stempeln und paragraphiren, wäre die gute alte Frau von ihrer letzten Wache abgezogen. Sehen Sie, mein Kaiser, ich gehe nicht auf Schleichwegen, ich will bei Ihnen Geld borgen von Hand zu Hand. Und damit Sie nicht glauben ich wolle Sie hintergehen (*tirer une garotte de longueur*) wie die Federhüte und die Goldborten des Generalstabes, so haben sie hier mein Brevet der Ehrenlegion: Sie können meinen Sold beziehen, und den Rest auf mein Kreuz, der Quartiermeister des Regiments wird Ihnen dies vierteljährig auszahlen, Ihnen wird er keinen Bopf machen, dafür stehe ich.“

„Behalte das Mess, zwischen zwei alten Came-

raden, wie wir sind, ist das Wort hinreichend, Du weist es ja wohl. Hier ist eine Cartouche für Deine Mutter. (Es war eine Rolle von 1000 Fr. in Golde) Du gibst sie mir wieder, wenn Du Obrist wirst."

„O ho, einen Augenblick! unterbrach ihn der alte Grenadier, ehe er die Hand ausstreckte, ich will wohl, aber unter einer Bedingung, nämlich: wenn Sie es nicht genirt, denn sonst....“ „Allons, nimm sage ich!“ — „Schönen Dank, mein Kaiser, jetzt können Sie auch meinem Colonel sagen, daß ich einwillige Caporal zu werden, nicht aus Ehrgeiz, sondern um den Zahlungsterminen besser nachkommen zu können.“

Am anderen Tage erhielt Alboise die Caporalsschnüre, ohne dabei vergnügter als gewöhnlich zu sein.

Besonders während des Feldzuges in Rußland zeigte sich sein tadelnder Character; diese langen Märsche durch ein verbranntes, verödetes Land, waren für ihn eine unverstehbare Quelle von Klagen.

„Ich frag Euch ein Mal, sagte er gewöhnlich, was wir thun wollen in einem Lande, wo solche Wilde haufen, wo man ein halbes Duzend Etappen macht, ohne nur eine Kartoffel anzutreffen? Wenn man sich nur noch zuweilen, nach Art der

civilisirten Nationen einige Flintenschüsse zuschicken könnte! Aber wie man sich mit diesen Talgfreßern unterhalten muß, das ist ekelhaft. Was mich anbelangt, hätte ich fast ebenso gern Frieden, als solch einen Krieg.“

Aber noch schlimmer wurde es, als nach dem Brande Moskau's Alboise die unheilvolle Retirade begann, irrend unter einem Schneehimmel auf einem mit Leichen bedeckten Boden, ohne Kleidung, ohne Nahrung. Keine Disciplin mehr, Alles durcheinander — die große Armee war nur noch ein Haufe Menschen, der von Norden gegen Süden zog. Nur allein die Gegenwart Napoleons, zu Fuß mitten unter seinen Soldaten, dieselbe Noth leidend, den nämlichen Mühseligkeiten unterworfen, brachte das Murren zum Schweigen.

Eines Tages, durch die zerstreuten Glieder seiner Garde schreitend, deren Trümmer mit denen des Generalstabes marschirten, erkannte er den alten Caporal, obgleich dessen Kopfbedeckung für den Augenblick in einem Hasersack bestand, der ihm die Hälfte des Gesichts bedeckte.

„Ach, mein armer Alboise, sagte er kopfschüttelnd, Du bist immer der Alte, ich bin mit Dir zufrieden.“

„Meiner Treu, es ist ein Glück, daß Sie zu-

frieden sind, brummte Alboise denn es gibt teufelmäßig Viele, die es nicht sind."

Der Kaiser wollte dies nicht verstehen, er fuhr fort: „Ich würde es noch mehr sein, wenn ich sicher wäre bei meiner Ankunft in Frankreich 100000 Mann zu finden, wie Du.“

„Flatteur!“ murmelte Alboise zwischen den Zähnen.

Das letzte Mal als sie sich trafen, war wieder ein Unglückstag, man passirte die Beresina.

„Nun bist Du gar Pontonnier geworden, Du läßt die guten Gelegenheiten nie vorbei gehen.“

„Ich weiß, daß wo Sie sind, man immer etwas davon trägt. Hier bin ich“

„Erinnerst Du Dich des Tages, an welchem wir uns zuerst sahen?“ unterbrach ihn Napoleon geslieffentlich.

„Ja, es war in Italien, an einem heißen Tage, aber die Temperatur hat seitdem famos changirt.“

„Wie! solltest Du kalt haben?“ „Ich, kalt? ach Sie spaßen, das fühle ich nicht, und hab' gute Ursachen dazu, sagte er mit der Hand ins Gesicht fassend, auf welchem ein breites Pflaster lag. Sehen Sie, hier ist nicht mehr Nase als auf meiner Hand, sie ist bei den Nachzüglern geblieben, das ist mir

aber gleichgültig, wenn ich Sie nur sehe, das erwärmt mich.“

Als die Reihe an Alboise kam, um über die Brücke zu gehen, ward er fortzogen durch die Menge, die wie eine Schneelawine sich rollte, und in den Fluß gestürzt. Ungeachtet der ungeheuren Eisschollen, die jeden Moment ihn zu zermalmen drohten, erreichte er, Einer der Ersten, das jenseitige Ufer, welches russische Kanonen bereits bestrichen. Kaum hatte er einige Schritte gethan, als er sich auf dem Schnee wälzte: eine Kugel hatte ihm beide Beine zerschlagen. Einer seiner Kameraden wollte ihm helfen. „Marsch, Marsch,“ sagte ihm Alboise mit erlöschender Stimme, „sonst wird Dir's eben so gehen.“ — „Caporal Alboise, ich will Euch nicht verlassen.“ — „Geh' Deines Weges, sag' ich Dir, ich bin glücklicher als Ihr Alle, bald werde ich nicht mehr kalt haben.“

Dann schleppt sich mit den letzten Kräften der heldenmüthige Soldat auf den Händen bis an den Rand eines Grabens, wo sich der Schnee angehäuft hatte — auf dieses Eislager streckte er sich, gleichsam um sanfter zu sterben. Er riß sein Kreuz von der Brust, welches ihm Napoleon bei Austerlitz gegeben, und nachdem er es mehrere Mal an seine Rippen gedrückt, zerbiß er es, und verschluckte die Stücke,

dann stierte
ren! und

Und al
brachte, ich
halbgefroren
sagte: „S
setzen.“

dann stotterte er zum letzten Male: **Vive l'empereur!** und unter Verwünschungen der Russen starb er.

Und als man dem Kaiser die Kunde davon brachte, schüttelte er betrübt das Haupt, wischte eine halbgefrorene große Thräne von der Wange und sagte: „Ich werde Mühe haben, ihn wieder zu ersetzen.“

siehe, daß e

um über si

ch die Menge

und in der

ren Gefüh-

men drohen

meilige We-

hen. Kann

er sich ei

ihm beha

aden wollt

ihm Abwe

r's eben so

nicht on-

Dir, ich bin

nicht mehr

listen der

an den

angekauft

Gleichsam

von der

gegeben

ne Lippen

e Schild,

dann hollte er zum letzten Male: Vive l'empereur! und unter Beirathungen der Herren stand er und als man dem Kaiser die Kunde davon brachte, hollte er betruht das Schicksal eines hochgeachteten Jagden bei Saverne. Ich werde Ihnen haben, ihn wieder zu ersuchen.

Herrn Charles W....., der mir schon so viele Unnehmlichkeiten verschafft hat, verdanke ich auch während meines hiesigen Aufenthaltes mehrere Male das Vergnügen der Jagd. Er besitzt deren drei, wobei auch das Revier der früheren Fasanerie des Cardinal's Rohan, die zu seiner Zeit mit einer Mauer umgeben war, wovon noch hin und wieder Ueberreste anzutreffen sind.

Die Jagden Frankreichs haben seit der Revolution so sehr verloren, daß es eigentlich jetzt mehr Fatigue, als Vergnügen ist, zu jagen.

Das erste Mal fuhren wir auf das Revier nach Hattmatt, wohin uns die tüchtigen Pferde des Herrn W..... bald brachten. Er hatte die Güte gehabt mich mit Flinten und allem Erforderlichen zu versehen. Es begleitete uns dieses Mal nur sein Jäger, der eine hohe Bracke führte, um damit zu jagen. Wohl suchten wir das Gebüsch ab, wohl wurde der Hund ein Mal laut, aber wir sahen —

nicht. Da
sieren, such
ob, aber da
wir in's
dem späßig
das hiesige
es war am
gezogen. I
ken neuen
wunderbar
schlecht sch
häßliche, d
und artig,
vergeffen,
zugebracht
Einig
ein Dreie
Jagd, die
gehen sic
und der
gefallen;
hin eine
theil. B
Luther,
vom selig
Drei,

nichts. Zu passionirte Jäger, um den Muth zu verlieren, suchten wir noch das Feld um die Weinberge ab, aber da wir hier nichts ansichtig wurden, eilten wir in's nahe Dorf, und trösteten uns mit dem spaßhaften Einfall des Jägers, der meinte, das hiesige Bild sei zur Neujahrgratulation (denn es war am Neujahrstage) auf ein anderes Revier gezogen. In Hattmatt ruhten wir aus, und tranken neuen Wein, der Mund, Gaumen und Magen wunderbar zusammenreißt, aber demungeachtet nicht schlecht schmeckt. Die Wirthstochter, das derbe, hübsche, dicke Gretel, bewirthete uns so freundlich und artig, daß wir bald die fehlgeschlagene Jagd vergessen, und einige Stunden bei ihr recht fröhlich zugebracht hatten.

Einige Tage darauf veranstaltete Herr W. . . . ein Treibjagen auf Füchse in seiner Ottersthaler Jagd, die in den Schluchten und Bergen der Bogenhufen sich befindet, welche zwischen diesem Dorfe und der Steige liegen. Es war der erste Schnee gefallen; Einige der Gesellschaft prophezeiheten darauf hin eine gute Jagd, Andere behaupteten das Gegentheil. Zu den Letzteren gehörte ein gewisser Herr Luther, den ich leider vergessen zu fragen: ob er vom seligen Dr. Martin Luther abstamme.

Drei, vier Treiben waren bereits gemacht, end-

lich fiel im fünften neben mir ein weithinschallender Schuß. Ich lief vor Freude hinzu, und traf auf Herrn W....., der ärgerlich mir gestand, einen Hasen gefehlt zu haben. Noch machten wir einige Treiben, aber wir sahen weiter nichts, und kehrten, allerdings etwas verstimmt, auf der Steige bei père André ein. Ich hatte in der Stadt so zuversichtlich von Beute gesprochen, daß ich gern, wie man in Paris nach einer Jagd geschossenes Wild an den Barrièren kauft, es auch hier gethan hätte, allein Wild ist etwas zu Seltenes jetzt in Saverne, und für schweres Geld selbst nicht zu haben. Den Spott am Abend auf dem Café über unsere Jagden ertrugen wir mit stoischer Ruhe, und verabredeten zum nächsten Sonntag eine abermalige Jagd, auf demselben Revier, aber mit Bracken. Sie fand zwar statt, aber wir fanden nichts, selbst nicht einmal laut wurde der sonst so gute Hund des Herrn W..... „Die Füchse pikete in ihre Baue“, meinte Tonkel, der stets unverdrossene Jäger des Herrn W....., und wir schoben unser Misgeschick auf das schlechte Wetter.

Ich muß gestehen, nach diesem dreimaligen vergeblichen Jagen war mir die Lust vergangen, aber dennoch konnte ich nicht widerstehen, als mich Herr W..... wiederum einlud, und zwar zu einer großen

Reithjagd
 gingen, u
 zur Jagd
 daß es un
 zum Schu
 Mann, d
 in der W
 schüfte zel
 Hofen zu
 Die a
 und Herr
 wieder ne
 mißlaunig
 und nicht
 Vogel, er
 In d
 zwei am
 unter dem
 Sogengel
 war der
 die näch
 An l
 die letzter
 als plügel
 suchen w
 abgelauf

Treibjagd nach Hattmatt. Tonkel war vorausgegangen, um die Treiber und das sonst Erforderliche zur Jagd zu besorgen. Er meldete Herrn W..... daß es unmöglich sei Treiber zu bekommen. „Geht zum Schulmeister, sagt er lachend, das ist ein braver Mann, der wird schon Rath dafür wissen.“ Und in der That, der Erzieher der Hattmatter Jugend schickte zehn seiner Zöglinge aus der Schule, um Hasen zu treiben.

Die angenehme Gesellschaft des Herrn W..... und Herrn K....., der Gedanke beim „Gretel“ wieder neuen Wein zu trinken, machten mich nicht mißlaunig, als wir schon drei Stunden getrieben und nicht das Mindeste, selbst nicht ein Mal einen Vogel, erblickt hatten.

In der Mitte der Hattmatter Jagd erheben sich zwei ansehnliche mit Weinreben bedeckte Berge, die unter dem Namen die „Naschberge“ in der elsassischen Sagengeschichte eine bedeutende Rolle spielen. Es war der Vereinigungspunct der Hexen des Landes, die nächtlich ihren Reigen dort tanzten.

An den Abhängen dieser Berge begannen nun die letzten Treiben. Ich stand neben Herrn W....., als plötzlich ein Hase zwischen uns durch das Weite suchen wollte. Armer Langohr! Deine Uhr war abgelaufen; drei Schüsse, die in einem Nu auf ihn

fielen, beförderten ihn vom Leben zum Tode. Die Freude war groß, und eine allgemeine lustige Laune bemeisterte sich nach dieser Trophäe der ganzen Jagdgesellschaft. Mit doppeltem Eifer jagten wir weiter. Noch drei Hasen trafen wir an, alle drei wurden gefehlt, und auch fünf Rebhühnern sandte ich vergebens meine Schrote nach. Sechs Schützen, zehn Treiber und — einen Hasen! Das ist doch selbst bei Saverne eine erbauliche Jagd.

Wiederum kehrten wir beim Gretchen ein, und vergnügten uns bei dem unbarmherzigen neuen Wein, bis der Wagen des Herrn W.... kam, uns zur Stadt zurückzufahren. Meiner bemeisterte sich aber plötzlich ein Spleen — ich blieb in Hattmatt.

Flugs quartirte ich mich im „Hirsch“ ein, wo ich bei reinlichen Bauersleuten ein nettes Zimmer bewohne, und das ich nicht eher zu verlassen gedanke, bis mich mein Geschick von neuem hinausruft in die weite Welt. Die Zeit ist nicht fern, das sagt mir eine Ahnung, die oft freudig, oft wehmüthig mein Inneres durchzieht.

In Venedig prophezeite mir einst eine Zigeunerin, daß ich im Jahre 1840 viel erleben würde. „Ueberleben Sie das Jahr Signore, sagte die alte Here, dann ist Ihr Glück gemacht.“ Tant mieux, wenn das Eine oder das Andere eintrifft!

Hattmatt bei Saverne, Mitte Januar 1840.

Endlich bin ich entschlossen, Dir theure Emilie, obgleich es mir schwer wird, diese Zeilen zu schreiben, und Dich von einem Entschluß in Kenntniß zu setzen, der unumstößlich fest steht. Ich verlasse Europa in den letzten Tagen des Februars, um in Afrika entweder gegen, oder für Abdl = Kadr zu kämpfen. Dies wird von den Franzosen abhängen, denen ich als Freiwilliger zu dienen gesonnen bin; schlagen sie meine Bitte ab, dann diene ich dem Araberfürst. Weine nicht, Emilie, suche mich keines Andern zu bereden, Beides ist vergebens. Allah beschützt mich so gut, als unser Gott — in Afrika habe ich schon sehr glückliche Tage verlebt, wer weiß ob sie nicht wiederkehren. Tröste Dich meine Freundin, und hadere nicht mit dem Schicksal, das für gut befunden uns nicht zusammen glücklich werden zu lassen, ich flehe zu ihm, Dir wenigstens diese Gunst zu gewähren.

Sieh' Emilie ich taue zu nichts Andern als zum Soldaten, das habe ich schon lange gewußt, aber nicht um in den Kasernen zu liegen, und Manöver zu machen, — nein, ich will kämpfen. Noch bin ich nicht zu alt dazu, meine Gesundheit ist wieder gestählt, zu verlieren habe ich nichts, das sind Eigenschaften, die für einen Soldaten passen. Lange habe ich gezögert, jetzt aber steht es fest — im Turban siehst Du mich wieder, oder nie.

Die Erzählung, die ich Dir früher ein Mal versprochen, füge ich diesem Briefe bei. Wünsche mit mir, daß sich der Titel derselben nicht ein Mal auf mich selbst anwenden läßt.

Wenn mir die Araber den Hals nicht abschneiden, oder wenn, was doch auch möglich wäre, mich französische Kugeln nicht tödten, so hoffe ich, sollst Du recht bald von mir etwas Neues aus dem Lande hören, welches ich so sehr liebe.

Was soll ich Dir heute noch schreiben, da Du doch hoffentlich meinen letzten Brief empfangen hast?

Bleibe jung Emilie, das ist mein heißester Wunsch für Dich, und für mich, bewahre mir Deine Liebe und Freundschaft, die mich schon so lange freudig an Dich gefesselt haben.

Aber was ist das Emilie? Während ich diese Zeilen schreibe dringt der graufige Schall der Sturm-

glocke aus dem stillen Dorfe zu mir herauf. *) Aus meinem Fenster sehe ich deutlich wie vielleicht eine Stunde von hier die helle Flamme in den dunkeln Himmel hinauf schlägt — weithin ist der Horizont erleuchtet. Der Wind ist stark, die Feuersbrunst scheint rasche Fortschritte zu machen — ich bedaure die Armen, deren Habe jetzt verbrennt, und doch wünsche ich: der ganze Erdball stände in Flammen. Dich würde ich ihnen entreißen, meine theure Emilie, selbst wenn es mein Leben kostete, dessen, wie meiner ewigen Liebe sei versichert!

*) Am andern Morgen erfuhr ich, daß das Feuer in Detweiler, einem Flecken fünfviertel Stunden von hier gewesen, und ein Haus nebst Scheune abgebrannt sei.

Die Bettlerin in Algier.

In den ersten Tagen des Monats März 1835 bewog mich das herrlich milde Wetter eines Morgens zu einem Spaziergang vor die Thore Algiers. Ich ging am Meere entlang mit der Absicht, die Ruinen von Barbarossa's Schloß zu besuchen. Das azurne Meer zur Rechten, üppig grünende, blühende Sträucher, Bäume und Pflanzen, schön geformte Berge zur Linken, und darüber der klare blaue Himmel, das Alles war für mich, der ein Freund der Natur ist, ein überaus großer Genuß. Bald stand ich auf Felsen, in deren Spalten und Höhlungen das Meer brauste, bald wand ich mich durch Aloë- und Cactushecken, die hier zu so anmuthigen wie sicheren Einzäunungen der Gärten dienen.

Nach einer halben Stunde erreichte ich das Schloß, das kühn und trotzig, wie einst sein Erbauer, noch in seinen Ruinen über dem Meere thront. Ich kletterte bis auf die äußerste Spitze und erfreute

mich, w
Bogen,
Schloßes
auf spritz
an dem
und gleit
ihm zure
an ihm
Ich
ich, als
baum be
um ein
er sei, u
Frauenz
tas trug
nahen
sagte S
Beide h
das We
großen
sicht, di
ich gab
nen dar
Knie, es
genblich
,,B

mich, wie immer, an dem Spiel der gewaltigen Wogen, die hier vergebens seit Jahrhunderten des Schlosses Fundament zu durchwühlen suchen. Hochaufspritzt der weiße Schaum, wenn sich eine Welle an dem mächtigen Felsen bricht, aber er wankt nicht und gleichsam gedemüthigt gleiten die Wasser an ihm zurück, bis eine neue Woge dasselbe Schicksal an ihm erfährt.

Ich kehrte zur Stadt zurück, und wie erstaunte ich, als mich an einer Quelle, die ein schöner Feigenbaum beschattete, ein zerlumpter kleiner Knabe deutsch um ein Almosen bat. Während ich ihn fragte: wer er sei, und wie er hierher käme, hatte sich mir ein Frauenzimmer genähert, die in ihrer Schürze Palmyras trug, die sie ohne Zweifel an den Abhängen des nahen Berges gefunden. „Es ist mein Sohn, Herr, sagte Sie, schenken Sie ihm eine Kleinigkeit, wir Beide haben es nöthig.“ Das gute Deutsch, welches das Weib sprach, die Reste einer einstigen, gewiß großen Schönheit in dem blassen, kummervollen Gesicht, die elende Kleidung, der abgehagerte Knabe — ich gab ihnen, was ich bei mir hatte. Mit Thränen dankte sie mir, der Kleine umklammerte meine Knie, es war, ich muß es bekennen, ein schöner Augenblick für mich.

„Wo wohnen Sie, fragte ich die Frau, ich will

Sie besuchen, wenn Sie es nicht genirt.“ Sie nannte mir eine jener Straßen, die in der Nähe der Cassaubas sich befinden, und beschrieb mir so gut sie konnte ihre Wohnung. Dann eilte ich die Stadt zu erreichen; in der Ferne folgte mir das Weib und ihr Sohn.

Gegen Abend stieg ich zur Cassaubas empor, und trat in das Labyrinth von Straßen, die die Burg umziehen. Nach langem Suchen und Fragen fand ich das mir bezeichnete Haus. Ich kroch hinein, denn die Thür war nur zur Hälfte geöffnet, und sah den kleinen Knaben mit herziger Lust an einer Schüssel Guscussu sich gütlich thun, während die Mutter in einer Ecke des Hofes auf Kohlen ein Stückchen Fleisch röstete. Als ich mich zeigte, kam mir die Frau artig entgegen, und präsentirte mir ein Tabourett, auf dem nur noch einige Strohflechten sichtbar waren. Nur nach mehrmaliger Aufforderung ließ sich die Mutter bewegen an dem einfachen Mahle Theil zu nehmen, woran der Kleine unablässig zehrte.

„Ohne Zweifel, begann ich, hat Sie ein eigenes Schicksal hierher und in diese Lage geführt, es würde mir lieb sein, wenn Sie mir die Veranlassung erzählen.“ — „Ach, mein Herr, ich bin zum Unglück geboren, sagte das arme Weib, es wird mir schwer

werden Ihnen meinen Lebenslauf mitzutheilen, aber gerne will ich es in der Kürze thun, da Ihre Güte gegen mich ja so groß ist." Sie räumte die leere Schüssel bei Seite, wischte das kleine weiße Tischchen ab, setzte sich mir gegenüber, und nahm ihren Sohn auf den Schoß, der gleich darauf an dem mütterlichen Busen in süßen Schlaf fiel.

„Ich bin im Anfange dieses Jahrhunderts geboren, und soweit mir die Erinnerung in meine Kinderjahre geblieben, weiß ich mich nur in Bückeburg, wo ich bei einem Violinspieler und seiner Frau wohnte, die ich als meine Aeltern betrachtete. Ich konnte damals sechs Jahre alt sein, und wurde immer liebevoll behandelt. Der Mann gab Unterricht auf seinem Instrument, die Frau auf der Harfe. Ihr Verdienst war ansehnlich, wir lebten ohne Sorgen und unserem Stande angemessen. Täglich Zuhörerin der Musikstunden in unserem Hause erwachte in mir Liebe und Eifer zur Musik, die mich, vielleicht von natürlichem Talent unterstützt, bald zu einer kleinen Virtuosa machten, welche in der Stadt bewundert ward. Ich spielte Harfe und Guitarre, und begleitete mein Spiel mit einer angenehmen Stimme, deren Ausbildung ich ebenfalls meiner Pflegemutter zu verdanken hatte. Den Schulunterricht vernachlässigte ich dabei nicht, und selbst das

Französische lernte ich bei meiner Mutter, die es geläufig sprach.

So war ich zehn Jahr alt geworden, als eines Abends an unserer Hausthür geklopft ward. Der Vater ging zu öffnen, und trat gleich darauf von einer dicht verschleierten Dame gefolgt ins Zimmer. Meine Pflegemutter küßte ihr ehrerbietig die Hand, und als sie Hut, Schleier und Mantel abgelegt, betrachtete mich die schöne Frau lange mit freudigen Blicken, dann aber nahm sie mich in ihre Arme und küßte mich auf's zärtlichste. Thränen rollten über ihre Wangen; Vater und Mutter weinten auch. Der ganze Vorfall hatte mich in solche Verlegenheit gebracht, daß ich zuletzt auch zu weinen anfang, und von Neuem herzte und küßte mich die fremde Dame. Sie nahm eine schwere goldene Kette von ihrem Halse, zog einen kostbaren Ring vom Finger, und mir Beides übergebend, sagte sie mit rührender Stimme: trage das, geliebte Therese, zum Andenken an Deine beste Freundin, die Du auf der Erde hast.

Sie sprach hierauf leise mit meiner Pflegemutter, wovon ich nur die Worte verstand: „Gerechter Gott! Du weißt es wie gern ich wollte, aber ich kann, ich darf nicht, wenn schon mein Herz darüber bricht.“ Schnell kleidete sie sich darauf an, küßte

mich abermals aufs innigste, und verließ begleitet von meinen Pflegeältern sprachlos das Zimmer.

Diese Dame, Herr, war meine Mutter, ich habe sie nie wieder gesehen, nie ihren Namen erfahren.

In den folgenden zwei Jahren ereignete sich nichts, was bemerkenswerth wäre. Ich bildete mich immer mehr in der Musik, wie im Gesange aus, und brachte es auch in der französischen Sprache so weit, mich ohne Anstoß verständlich zu machen. Das Gerücht ging in der Stadt, ich sei ein schönes Mädchen, und ohne mir zu schmeicheln, ich fand es selbst.

Um diese Zeit brach der Krieg in Deutschland aus; meine Pflegeältern verloren größtentheils ihren Verdienst, es wurde beschlossen Bückeburg zu verlassen. Was an Meubeln uns gehörte, verkauften wir gleich den überflüssigen Kleidungsstücken, und ich die Violine, meine Mutter die Guitarre, und der Vater die Harfe tragend, verließen wir die Stadt, noch ungewiß, wohin wir uns wenden sollten. Schon lange hatte meine Pflegemutter von einer Reise nach Frankreich gesprochen, aber ihr Mann war immer dagegen. Jetzt, war es Zufall oder sein Wille, ich weiß es nicht, befanden wir uns auf dem Wege nach dem Rheine zu. In den Städten, durch die wir zogen, verdienten wir viel Geld; wir legten größtentheils den Weg bis Cöln fahrend zurück, und

demungeachtet brachten wir noch eine ansehnliche Summe mit dahin.

Cöln war damals überaus lebhaft, und unser Verdienst daselbst sehr bedeutend. Wir blieben mehrere Monate. In einem der vornehmsten Gasthöfe, wo wir von der Tischgesellschaft aufgefordert waren täglich beim Diner zu spielen, war mir ein junger Mann am ersten Tage schon durch seine Schönheit und sein anständiges Betragen so vortheilhaft aufgefallen, daß ich, eigentlich mir unbewußt, mehr für ihn fühlte, mehr mich für ihn interessirte, als wohl recht war. Ich sah ihn täglich, täglich gewann ich ihn lieber, ohne daß wir je ein Wort mit einander gesprochen. Nur wenn sich unsere Blicke zufällig begegneten, glaubte ich in den seinigen ebenfalls zu bemerken, daß er mich gern sah.

Es konnte dieses Verhältniß meiner Pflegemutter nicht lange verborgen bleiben, zumal ich immer mehr meine heitere Laune verlor, bald einsylbig, bald zerstreut, bald nachdenkend war, kurz, indem zu deutlich die Kennzeichen der ersten Liebe an mir bemerkbar wurden. Ich beschloß ihr offen meinen Zustand zu gestehen, da kam sie mir unerwartet zuvor. Sie hatte von jenem jungen Manne einen Brief erhalten, worin er in herzlichen Worten ihr seine Liebe zu mir gestand, und sie bat, uns besuchen zu dür-

fen. Lange wollte sie es so wenig gestatten, wie ihr um Rath befragter Mann, aber meine Thränen und Bitten bewogen sie endlich ihm schriftlich die Erlaubniß zu ertheilen.

Er kam denselben Abend, und mein Herz schlug ihm freudig entgegen. Was soll ich Ihnen sagen wie glücklich ich, wie liebenswürdig, wie geistreich Paul war? Sohn reicher Aeltern, die er früh schon verloren, lebte er bei Mainz nach vollendeten Studien auf einem Gute, in den Wissenschaften, Künsten und der Musik seine Vergnügungen findend, bis ihn die Militairpflicht aufforderte, sich in Cöln zu stellen. Er war damit beschäftigt sich derselben durch einen Remplacant zu entziehen, und die Schwierigkeiten, die in jener Zeit damit verbunden waren, hielten ihn länger, als er geglaubt, daselbst gefesselt.

Wir sahen uns nun täglich, oft allein, oft im Beisein meiner Pflegeältern. Unsere Liebe war innig, und rein von aller Schuld. So lebten wir noch einige Wochen in ungetrübter Wonne, da traf uns ein harter Schlag. Paul konnte sich nicht remplaceiren lassen, er erhielt Ordre, in Deutschland zu seinem Regiment zu stoßen. Der Trennung herben Schmerz erleichterte uns der Schwur, uns treu zu bleiben. Mit dem Ringe meiner Mutter verlobte ich mich ihm, er reichte mir einen der seinigen.

An demselben Morgen, an welchem er über den Rhein seiner neuen Bestimmung entgegen ging, verließen wir Cöln. Dem Strome folgend hielten wir uns in den größeren Städten auf, bis wir endlich nach Straßburg in dem Augenblick kamen, wo Napoleons erster Sturz entschieden war. Nur einen Brief hatte ich seit der Trennung von meinem Paul erhalten, er enthielt die Erneuerungen seines Schwurs, und die tröstende Nachricht für mich, daß er sich wohl befinde.

Straßburg war zu sehr in Unruhe und Aufregung um uns dort lange verweilen zu können. Wir wandten uns der Schweiz zu, und setzten unsere Reise fort bis nach Nizza, welches uns reichlichen Verdienst versprach, da es außerordentlich von Fremden besucht war. O, hätte ich Nizza nie gesehen!

Größeren Verdienst als wir hier fanden, war uns noch nirgends zu Theil geworden. Unser gutes Spiel, mein deutscher Gesang entzückte, wo wir uns hören ließen — wir wurden gleichsam Mode an dem Badeorte, der vielleicht in jenem Jahre am besuchtesten seit seiner Existenz war.

Von Paul hörte ich nichts mehr, und das betrübte mich um so mehr, da ich mit immer gleicher, zärtlicher Liebe an ihm hing.

Ich habe nicht nöthig Ihnen zu versichern, daß ich in Nizza von vielen reichen und vornehmen Herren mit Liebesanträgen und Schmeicheleien verfolgt ward, da ich zu einem in jeder Hinsicht schönen Mädchen herangewachsen war. Mit dem Beistande meiner Pflegemutter, und dem Gedanken an meinen geliebten Paul, zog ich mich stets rein aus den mir vielfach gelegten Schlingen.

Bei einer Spazierfahrt auf dem Meere hatte ich mir eine Erkältung zugezogen, die mich aufs Krankenlager warf. Meine besorgten Pflegeältern schickten sogleich nach einem Arzt, da heftige Krämpfe im Unterleib mich sehr krank machten.

Der Arzt, ein junger Mann von ausgezeichnete Schönheit, trat ins Zimmer, und fand meinen Zustand bedenklicher, als wir geglaubt. Er verordnete mir einige Medicamente, und versprach am andern Morgen wieder zu kommen. Ich schickte meine Pflegemutter zu den Wirthsleuten hinab um sich zu erkundigen, ob der Arzt auch der ihrige sei, und wie er heiße. Es war so, man nannte ihn Don Gregorio, mit dem Zusatz: der schöne, spanische Doctor.

Die Nacht brachte ich unter heftigen Schmerzen zu; mit Sehnsucht erwartete ich den Morgen. Es war mir höchst unangenehm, als mir meine Pflegemutter sagte, daß ein italienischer Graf uns zu ei-

ner Spazierfahrt auf dem Meere bedürfe. Sie hatte es in Folge meiner Krankheit absagen lassen, allein ein zweiter Bote des Grafen bat dringend, und fügte noch hinzu: sein Herr habe Gäste bei sich, die zu begierig wären die deutschen Künstler zu hören. Vom Grafen hatten wir schon viel verdient, ich selbst redete meinen Pflegeältern zu, seinem Wunsche nachzukommen. Sie versprachen dem Bedienten sich zur bestimmten Stunde einzufinden, und vermochten die Tochter des Hauses mir während ihrer Abwesenheit Gesellschaft zu leisten.

Kaum hatten sie das Haus verlassen, so meldete mir meine Gesellschafterin Don Gregorio, der sich nach meinem Befinden erkundigen wolle. Ich konnte ihn nicht abweisen, und um so weniger, da ich mich immer noch sehr unwohl fühlte. Er trat ein, und näherte sich meinem Bett, mit jener Dreistigkeit und Gleichgültigkeit, wie sie allen Aerzten bei solchen Fällen eigen ist. Seine dunklen Augen ruhten bewegungslos auf der goldnen Uhr, die er in der Linken hielt, während er mit seiner Rechten an meinen Puls fühlte. Schönere Hände haben mich in meinem Leben nicht berührt. Er legte meinen Arm vorsichtig auf das Bett, schüttelte mit dem Kopf, und sagte ernst doch artig: „Mademoiselle es ist erforderlich, daß ich den Sitz ihrer Krankheit unter-

suche, wenn Sie sonst geheilt sein wollen. Aufschub bringt bei solchen Krankheiten oft den größten Nachtheil." Ich fühlte wie mir das Blut in die Wangen stieg, ich wußte nicht was ich antworten sollte. Wir waren allein, meine Gesellschafterin hatte das Zimmer verlassen, mir Limonade zu bereiten. „Haben Sie kein Zutrauen zu mir, fuhr er, da er ohne Zweifel meine Verlegenheit bemerkte, fast höh-nisch fort, so sagen Sie es ohne Umstände, vielleicht ist ein anderer Arzt in Nizza, dem Sie das unum-gänglich Nothwendige lieber erlauben als mir, denn geschehen muß es.“ Es blieb mir keine weitere Wahl — Don Gregorio verrichtete sein Amt.

„Fürchten Sie nichts Mademoiselle, sagte er mit eben der Ruhe wie Alles Uebrige, was er gesprochen, als er seine Untersuchung beendet, in wenigen Tagen werden Sie genesen sein.“ In seinem Augen aber bemerkte ich ein Feuer, einen Glanz, die sie früher nicht verriethen. Er empfahl sich, ich athmete wieder freier.

Die Arzneien, die er mir verordnet, wirkten besser als die früheren, und ich befand mich leidlich, als am Abend meine Pflegeältern heim kamen. Sie konnten mir nicht genug von der Pracht der Meeres-fahrt erzählen, und zeigten mir das in der That generöse Geschenk des Grafen; mir brachten sie aber

ein Körbchen vortrefflicher Drangen mit, und leider verschwieg ich ihnen, was mir während ihrer Abwesenheit begegnet war.

Don Gregorio besuchte mich regelmäßig alle Morgen, da meine Krankheit sich in die Länge zog. Mehrere Male knüpfte er mit meinem Pflegevater Gespräche an, denen ich gern zuhörte, da der Arzt so schön und geistreich sprach. Ich muß gestehen, der Mann vereinigte so viele liebenswürdige Eigenschaften in sich, hatte so vornehme, und doch so gewinnende Manieren, daß bald sowohl meine Pflegeältern, als auch ich ihn immer lieber kommen, als gehen sahen. Unter diesen Umständen ertrug ich meine Krankheit geduldiger, zumal mir Don Gregorio erlaubte zuweilen Guitarre spielen zu dürfen, die er einige Male mit seinem herrlichen Gesange begleitete.

Endlich fand ich mich in so weit hergestellt, daß ich, wenn am andern Tage mein Befinden dasselbe war, das Bett verlassen sollte. Auffallend war es mir, Don Gregorio am nächsten Morgen nicht bei mir zu sehen. Meine Pflegeältern verließen gegen Abend das Haus, um ihren Geschäften nachzugehen, ich blieb allein. Meine Gedanken weilten bei dem fernem Geliebten, — da öffnete sich plötzlich die Thür, und Don Gregorio stand vor mir, wie ich ihn noch nie gesehen. Aus seinen Augen flammten Blicke,

wild hingen die schwarzen Locken um den glühenden Kopf — er schien im höchsten Grade aufgeregt. Den Mantel abwerfend, setzte er sich zu mir an's Bett, in dem ich vor Angst und Schrecken zitterte.

„Sie sind doch wohl, mein Fräulein, sagte er, und ergriff meine Hand mir nach den Puls zu fühlen. Heute dürfen Sie das Bett noch nicht verlassen, fuhr er dann fort, Morgen erlaube ich es Ihnen. Aber darf ich Sie wohl um einen kühlenden Trunk bitten, mir ist sehr warm.“ Ich bat ihn von den Drangen, die neben mir auf dem Tische lagen, zu nehmen, und sich Orgeade zu machen. Er that's, und bereitete auch für mich ein Glas, was er mir artig präsentirte. Ich nahm's mit Vergnügen an, da auch ich mich in der beängstigenden Nähe Don Gregorio's echauffirt fühlte. Als ich ihm das Glas zurückgab, sah ich ihm in's Gesicht, und wandte rasch meine Blicke von ihm ab, denn er kam mir gar zu unheimlich vor.

„Fürchten Sie mich, schönes Mädchen? Sie thun mir Unrecht. Sie sollten doch dankbarer sein gegen den, der Ihnen die Gesundheit wieder gegeben? Aber so sind die Mädchen alle, den, der für sie das Leben läßt, der sie über Alles liebt, behandeln sie kalt und spröde, und spenden verschwenderisch dem ihre Reize, der sie verachtet, der sie als ein Spielball

seiner Launen betrachtet. Wissen Sie, holdes Mädchen, ich liebe Sie heiß und innig, ich liebte Sie an dem ersten Tage, wo ich Sie sah. Theilen Sie mein Loos mit mir, ich flehe zu Ihren Füßen darum.“ Er hatte sich auf die Knie geworfen, ich war einer Ohnmacht nahe. Bald erholte ich mich, ich antwortete ihm gelassen, doch bebend vor Zorn und Scham: „Don Gregorio, um des Himmels willen verlassen Sie mich, kränken Sie nicht ein armes Mädchen, das Ihnen nie etwas zu Leide gethan, stehen Sie ab von Ihrem Verlangen — ich bin die Braut eines Andern.“

„Ha! ha! deshalb also, unschuldige Taube, verwirfst Du mich? Gut, ich will Dich nicht hindern die Seinige zu werden, aber gehöre jetzt mein, und ich schwöre Dir, Dein künftiger Gatte wird es Dir Dank wissen, denn es ist ein Unglück eine Jungfrau zu heirathen.“

Empört über diese schändlichen Redensarten, wollte ich ihm befehlen sogleich das Zimmer zu verlassen, doch kaum hatte ich einige Worte gesprochen, als mich ein Schwindel ergriff, der mich besinnungslos in die Kissen warf, und augenblicklich in einen todesähnlichen Schlaf.

Als ich erwachte, befand ich mich allein. Wie ein dunkler Traum schwebte mir das Gräßliche vor,

was mir Don Gregorio gesagt, bald aber fühlte ich was mit mir vorgegangen — ich war der Verzweiflung nahe. Auf dem Tische lag die goldne Uhr des Arztes — ich zertrümmerte sie an der Wand; ich rief nach den Wirthsleuten — Niemand erschien. Ich sprang auf, ich lief wie wahnsinnig im Zimmer herum — da traten meine Pflegeältern ein. Ohne Rückhalt erzählte ich ihnen Alles, und beschwor sie um Rache an dem niederträchtigen Arzt.

In aller Frühe am andern Morgen eilte mein Pflegevater auf die Polizei, Don Gregorio zu verklagen. Man suchte nach ihm, man besetzte das Haus, in welchem er gewohnt, aber vergebens. Endlich erfuhr man, daß er um Mitternacht mit Postpferden abgereist sei.

Dringend bat ich meine Pflegeältern sogleich Nizza zu verlassen, sie hörten mich, und in wenigen Stunden befanden wir uns auf dem Wege nach Marseille. Don Gregorio hat durch seine Schandthat mein trauriges Schicksal auf seinem Gewissen, möge er es dereinst verantworten — ich habe ihm vergeben.

In Marseille verweilten wir nicht lange, und gern stimmte ich in den Wunsch meiner Pflegeältern ein, mit nach Neapel überzuschiffen, da ich aus nach-

geschickten Briefen eines Freundes meines Paul's erzuhrt, daß dieser bei den Seinigen in Folge erhaltener Wunden bei Hanau gestorben sei. An dem Tage, wo ich in Nizza entehrt wurde, hatte ich aufgehört seine Braut zu sein.

Auf einem neapolitanischen Schiff traten wir unsere Reise nach Neapel an. Wind und Wetter waren günstig, und schon sahen wir eines Abends in lichten Streifen Hesperiens Küsten, als uns in der Nacht ein gewaltiger Lärm auf dem Schiffe weckte. Kaum angekleidet, ward unsere Cajütenthür gewaltsam geöffnet, und wilde, bärtige Männer in nie gesehener Kleidung, die Köpfe mit Turbanen bedeckt, standen vor uns. Einer von ihnen sprach französisch, er befahl uns unsere Habseligkeiten zusammenzuraffen, und ihm zu folgen. Vom Verdeck unseres Schiffes sahen wir wenige Schritte davon ein anderes Schiff liegen, auf dem lauter Jubel herrschte. Wir wurden in eine Barke geführt, und ruderten zu dem zweiten Schiffe, das zu besteigen, uns geboten ward. Gott Welch' ein Anblick! Die ganze Equipage unseres Schiffes lag hier auf dem Verdeck an Händen und Füßen gebunden. Meinem Pflegevater widerfuhr ein Gleiches. Seine Frau wurde zur Rechten in den Raum hinab-

geführt, ich zur Linken. Nie habe ich die mir so theuren wiedergesehen!

Mit welchen Empfindungen ich in die mir angewiesene Kajüte trat, können Sie sich leicht denken; doch bald wichen sie einem Zustande, der gänzlich an Unempfindlichkeit grenzte. Ich saß und starrte vor mir hin, wie Jemand der den Verstand verloren. Der Eintritt des Mannes, der uns auf unserm Schiff französisch aneredet, weckte mich aus dieser Erstarrung. Er betrachtete mich mit freundlichen Blicken, dann näherte er sich mir, und gebot mir, mich auszukleiden. Ich verweigerte es standhaft. Anfangs schien er sich an dieser Weigerung zu vergnügen, da es ihm aber zu lange währte, zog er einen funkelnden Dolch, und wiederholte seinen Befehl. Ich gehorchte, vor Scham vergehend. So wie ich meine Kleider abgelegt, bemerkte er die goldene Kette meiner Mutter, er nahm sie mir vom Halse, gleichwie er mir Pauls Ring vom Finger zog. Nachdem er den Schmuck bei Seite gebracht, kehrte er zu mir zurück. „Wah deine Gnade ist groß, sagte er freudig als er mich betrachtet, Mädchen Du bist schön, Du wirst mich glücklich machen.“

Lieber sterben, dachte ich, denn ich verstand den Sinn seiner Worte nicht. Er erlaubte mir nun

mich wieder ankleiden zu dürfen, und entfernte sich, nachdem er die Cajüte von Außen verschlossen. Bald kehrte er von zwei ihm gleich, aber nicht so kostbar gekleideten Männern begleitet, zurück, die unsere Instrumente, so wie meiner Pflegemutter und mein Gepäck trugen. Ich war erfreut darüber, indem ich hierauf die Hoffnung baute sie wieder zu sehen. Confituren aller Art, kaltes Fleisch u. s. w. wurden auf einen Tisch gesetzt, — man lud mich ein davon zu essen. Ich rührte nichts an. Wismuthig darüber näherte sich mir mein Wächter, redete mir freundlich zu, und sagte würdevoll: „so lange Du in Ibrahims Händen bist, sei getrost, Keiner wird Dir ein Haar krümmen, aber Du bist zu Höherem ausersehn.“ Er verbeugte sich, verließ das Gemach, verschloß es, und kam nicht wieder. Auf einer Ottomane fand ich eine Lagerstätte, aber keine Ruhe, denn dem Gedanken, in die Hände von Seeräubern gefallen zu sein und meine Pflegeältern vielleicht für immer verloren zu haben, wich der Schlaf.

Am andern Morgen trat Ibrahim in die Cajüte, und kurz nach ihm Diener, die Caffe, Chocolate und Gebäck brachten. Ich befand mich sehr unwohl, da ich heftig an der Seekrankheit litt. Besorglich erkundigte sich der Pirat nach meinem Be-

finden und als er den Grund meiner Krankheit bemerkte, öffnete er ein Kästchen, woraus er ein Flacon nahm, und mich bat, mit dem Inhalt desselben meine Schläfe zu reiben. Die ölartige, stark riechende Essenz linderte mein Unwohlsein, obgleich es nicht ganz verschwand.

Ich wagte Ibrahim zu bitten, meine Aeltern wieder mit mir zu vereinigen, doch er antwortete traurig, daß es nicht mehr in seiner Macht stände. „Zwar bin ich der Commandant dieses Schiffes, aber um Deinen Besitz habe ich freudig jedem andern Antheil an der Beute entsagt. Jetzt kann ich nichts mehr verlangen, da Alles schon seinen Herrn gefunden — und unsere Gesetze sind mir heilig. Tröste Dich, schönes Mädchen, bald wirst Du schwelgen in Freude und Wonne.“

Mit der größten Aufmerksamkeit sorgte man für die kleinsten meiner Bedürfnisse, man behandelte mich mit dem tiefsten Respect. Ibrahim belästigte mich nie, außer wenn er sich nach meinem Befinden erkundigte. So oft und flehentlich ich ihn bei dieser Gelegenheit auch bat, mich zu meinen Aeltern zu führen, so antwortete er jedes Mal streng und mit gefalteter Stirn: „Mädchen, ich habe Dir gesagt, daß mir meine Gesetze heilig sind,“ doch versprach er mir meiner Plegemutter die Harfe und

ihre Effecten, so wie dem Pflegevater die Violine wieder zustellen zu lassen. Ob er Wort gehalten, habe ich nicht erfahren.

Acht Tage waren indeß vergangen, ohne daß sich in meinem Schicksal das Mindeste geändert hätte. Meinen tiefen Schmerz über den Verlust meiner Pflegeältern, meine Besorgnisse für die Zukunft, meine betrübten Erinnerungen an Nizza und den verlorenen Geliebten, — all' dies Leiden vertraute ich meiner Guitarre, und ihren sanften, wehmüthigen Tönen verdankte ich Vinderung meines Kummer's.

In der zehnten Nacht kam es mir wieder vor, als ob unser Schiff still stehe. Ich hatte mich nicht geirrt, denn wenige Minuten nachher rollte donnernd über mir der Anker in die Tiefe. Also angelangt am Bestimmungsorte, sagte ich zu mir, aber wo? Ich zitterte.

Gleich nach Tagesanbruch trat Ibrahim in meine Cajüte, und reichte mir mehrere Schleierartige Tücher. „Verhülle Dein Antlitz, Mädchen, damit Dich kein Unwürdiger schaue, und folge mir.“ Nachdem ich gethan, wie mir befohlen, fühlte ich mich von beiden Seiten geführt; die dichten Schleier machten es mir unmöglich, irgend etwas zu sehen. Trepp' auf Trepp' ab leitete man mich, dann bemerkte ich auf einmal an der schaukelnden Bewegung, daß ich

mich wieder in einem Schiff befand, welches vorwärts ging. Bald hielt es an, man hob mich in die Höhe, meine Füße betraten den Erdboden. Nach einer halben Stunde, die ich größtentheils bergauf ging, und während der ich mich ohne Zweifel in einer Stadt befand — denn das lebhaftes Geräusch und die vielen menschlichen Stimmen, die ich um mich her vernommen, verriethen es mir — standen wir still, und das Klopfen meiner Führer an eine Thür gab mir Gewißheit, an dem Orte meiner Bestimmung angelangt zu sein. Es wurde geöffnet, man nahm mir die Hülle vom Kopfe, — und einen Schrei des Entsetzens stieß ich aus, da ich mich von vier schwarzen Menschen umringt sah. „Wo bin ich, und was will man von mir,“ rief ich auf die Knie stürzend, aber keine Antwort ward mir zu Theil. Sanft hoben mich die Mohren auf, und trugen mich eine Treppe hinauf, die in ein mit kostbaren Teppichen belegtes, mit rothem Sammet drappirtes Gemach auslief, wo sie mich niedersetzten. Sie verschwanden augenblicklich — ich sank ohnmächtig zusammen.

Der Duft wohlriechender Essenzen führte mich ins Leben zurück, ich befand mich in einem andern Gemache, umgeben von mehreren schwarzen und

weißen Frauen. Sie blickten mich mittheilig an, doch blieben sie stumm — ich weinte bitterlich.

Eine wohlgenährte Dame trat jetzt in's Gemach, deren sonderbare Kleidung mir ebenso auffallend war, als ihre dunkelbraun gefärbten Nägel, inneren Hände und Füße. Ehrerbietig wichen die übrigen Frauen zurück, sie redete mich gebrochen französisch an: „Fremde, wes Landes du bist, welchen Glauben Du hast, fragt Dich hier Niemand; Deine Schönheit genügt vor den Augen des allmächtigen Dey von Algier erscheinen zu dürfen, dessen unterthänigste Eclavin zu sein Du von jetzt an das Glück hast. Auf, erhebe Dich und schmücke Dich, dein Gebieter erwartet Dich.“

Mein Verstand war dahin, ich folgte willenslos der, die mir befohl. Sie führte mich durch mehrere prächtige Gemächer in ein Badezimmer, wo aus weißmarmornen phantastischen Fontainen kaltes und warmes Wasser sprudelte. Auf einer Erhöhung lagen Kleider, standen Parfümerien, und alles sonst noch nach einem Bade Erforderliche. Eine Menge Dienerinnen entkleideten mich, andere leisteten mir hülfreiche Hand im Bade, wieder andere öffneten meine Haare, salbten und flochten sie zu langen herabhängenden Zöpfen, dann wand man mir seidene Stoffe um den Körper, schürzte aus ihren Enden

unter meinem Busen einen künstlichen Knoten, verband sie auf der linken Schulter durch einen goldenen Ring mit einem gleichen Pfeil, und steckte endlich meine nackten Füße in roth sammetne Pantoffeln, die reich mit Gold und Perlen gestickt waren. In dieser Toilette folgte ich von Neuem der hier über Alles gebietenden Dame.

Durch einen finstern Gang schreitend erreichten wir eine schmale Treppe, die wir bestiegen und an deren Ende in ein Cabinet gelangten, das mit Waffen aller Art angefüllt war. Hier mußte ich warten, bis meine Führerin, die hinter einem Vorhange verschwand, zurückkam. Sie blieb nicht lange. Die Gemächer, welche wir durchschritten, waren von einer Pracht und mit einem Reichthum ausgestattet, wie ich noch nichts gesehen hatte. Vor einem schwer seidenen, rothen Vorhang stand die Dame still, und denselben aufziehend, gebot sie mir winkend weiter zu gehen. Einige Schritte noch, und ich stand vor einem Manne, der auf einem rothen Divan saß, und mich freundlich ansah. „Fürchte Dich nicht mein geliebtes Mädchen, Komm näher“ redete er mich lächelnd halb französisch, halb italienisch an. Ich thats, und von ängstlichen Gefühlen übermannt, sank ich mit unbewußt, vor ihm auf die Knie. Er hob mich auf — ich wagte ihn kaum anzusehn, da seine dun-

keln feurigen Augen zu durchbohren drohten. Er schien nicht groß, aber von kräftigem Körperbau, ein schöner, langer Bart reichte bis auf seinen Schooß, blendend weiße Zähne zeigten sich hinter frischrothen Lippen; aus seinen Augen strahlte Muth, Entschlossenheit und Geist; auf seiner Stirn, die halb von einem aus kostbaren weißen Stoffen gewundenen Turban bedeckt war, lagerte sich eine tiefe Falte, die grausame Strenge und furchtbaren Zorn verkündete. Seine Kleidung bestand in einem gelbseidenen Kasten, von einem gazenartig silbergleichen Gewebe umhüllt. An seinen Fingern funkelten prachtvolle Diamanten, und neben ihm lagen blanke Waffen, die von Gold und edlen Steinen frosteten. Es war Omar, der gefürchtete Dey von Algier. Sanft, ja zärtlich fragte er mich nach diesem und jenem, dann ergriff er eine silberne Glocke und klingelte stark. Im Augenblick erschien die Dame, die mich hierher geführt, und nachdem er einige Worte in einer mir unverständlichen Sprache mit ihr gesprochen, winkte er mir vornehm freundlich mit der Hand zu, und ich verließ mit der Dame das Gemach.

Wir nahmen einen andern Weg, als den wir gekommen waren, aber überall zeigte sich die größte Pracht, wenn schon in oft sonderbarer Zusammensetzung. Vor einem eisernen Gitter, das reich verz-

goldet, blieben wir stehen, und gleich darauf öffnete sich durch einen leisen Druck meiner Führerin die Hälfte desselben. Wir traten ein, sie schloß das Gitter hinter uns. Wir befanden uns in einem wunderniedlichem Cabinette, in welches durch eine Kuppel ein angenehmes Licht fiel. „Hier weile Mädchen, bis ich wieder zu dir komme. Ich werde für Alles sorgen; Du bist eine Glückliche, Du hast Gnade gefunden vor unserem hohen Gebieter.“

Sie können sich denken, welche Gefühle in meinem Busen wogten, als ich mich allein befand. Jung, unerfahren, fühlte ich mich unbeschreiblich unglücklich in dieser Lage, die durch den Gedanken, mich unter Leuten zu befinden, die mir als die Grausamsten des Erdballs in der Schule geschildert waren, zur furchtbarsten Qual wurde.

Bald störten mich mehrere Dienerinnen, die Lebensmittel aller Art, eine Menge kostbarer Kleidungsstücke, und zu meiner großen Freude auch meine Guitarre ins Zimmer brachten. Ich richtete einige Fragen an die schwarzen Weiber, aber man antwortete mir nicht — stumm, wie sie gekommen, verließen sie mich wieder. Die Natur forderte ihre Rechte, ich aß von den Speisen, die um mich her standen, und ergriff dann mein geliebtes Instrument ihm meinen Schmerz vertrauend.

Ich blieb bis gegen Abend allein, und schon glaubte ich für heute dieses Glück ganz zu genießen, als sich plötzlich die sammetne Drapperie meines Cabine's bewegte, und aus einer Falte derselben die Dame zu mir trat, die mich bis jetzt immer geführt. „Folge mir in's Bad, sagte sie lächelnd, bald schlägt Deine glücklichste Stunde.“

Wie am Morgen, so wurde ich auch jetzt im Bade bedient, nur noch bei weitem kostbarere Stoffe bildeten meine Kleidung. Es war indes finster geworden. Zwei schwarze Dienerinnen leuchteten uns durch die verschiedenen Gänge und Zimmer, bis meine Führerin ihnen gebot still zu stehen. Wir gingen an ihnen vorbei und noch einige Schritte bis zu einer Thür, vor der, wie gräßliche Teufel, zwei Neger mit blanken Waffen in den Händen Wache hielten. Sie verbeugten sich tief vor uns, indem wir durch die Thür in ein Gemach traten, das spärlich erleuchtet war. „Hinter jenem Vorhang, redete mich leise die Dame an, trittst Du, wenn du den Ton einer Glocke hörst — Mah sei mit Dir.“ Sie verließ mich, mich erfaßte eine namenlose Angst — die Glocke erschallte. Belebend durchschritt ich den Vorhang — ich stand vor Omar, der auf einer Ottomane lag. Das Gemach funkelte und blühte in einem feenartigem Lichte, womit es eine

Mengerosenfarbener, in Del getränkter Papierlaternen erleuchteten, die an den mit Gold und Steinen reich verzierten Drapperieen befestigt waren. Er forderte mich auf, mich neben ihm zu setzen, und reichte mir zu meiner nicht geringen Verwunderung meine eigene Guitarre, mit der Bitte, zu spielen und zu singen. Ich gehorchte, er schien entzückt. Erlassen Sie mir Ihnen zu sagen, was ich noch zu thun gezwungen war. Am frühen Morgen verließ ich den Herrscher Algiers, einen kostbaren Ring zum Zeichen seiner Zufriedenheit an meinem Finger. Das war mein erster Tag, meine erste Nacht im Harem zu Algier!

Die Frau war erschöpft, Thränen rollten über ihre blassen Wangen, sie bat mich für heute aufhören zu dürfen. Ich verließ ihre ärmliche Wohnung, dem erwachten Knaben eine Kleinigkeit Geld in das Händchen drückend. Einige Tage darauf begab ich mich wieder zu ihr, sie fuhr in ihrer Erzählung fort.

„Während einiger Monate blieb ich umgeben von allem nur möglichen orientalischen Luxus in meinem Cabinette allein, und wenschon ich sechs Dienerinnen stets zu meinen Befehlen hatte, so konnte ich mich doch nur durch Zeichen und Gebarden mit ihnen verständlich machen. Ich vertrieb

mir die Zeit mit Musik und Stickereien, wozu ich das Erforderliche von der schon oft erwähnten Dame erhielt, die mich täglich besuchte, und mir sehr gewogen war. Alle Abende, alle Nächte brachte ich bei Omar zu, der mich auf den Händen trug, und mich so mit kostbaren Geschenken aller Art überhäufte, das ich bald keinen Platz mehr für sie in meinem Zimmer hatte.

Eines Abends befand sich Omar in besonders guter Laune, und ich wagte zum ersten Mal eine Bitte an ihn. Ich bat für meine Pflegeältern, er versprach sich nach ihnen erkundigen zu lassen. Am andern Abend sagte er mir, daß seine Erkundigungen und Nachforschungen vergebens gewesen, doch hatte er befohlen, sobald sie ausgekundschaftet, sie sogleich zu ihm zu führen.

So beschämend es für mich ist, so muß ich doch bekennen, daß mir diese Lebensart mit der Zeit, wenn auch nicht lieb, doch erträglich wurde — Gewohnheit und Müßen haben einen mächtigen Einfluß auf das menschliche Gemüth, und ich war damals fünfzehn Jahr alt. Noch kannte ich Niemand in dem Harem als den Dey, jene Dame und meine Dienerinnen, so wie ich täglich auch zwei Schwarze sah, die vor den innern Gemächern Omar's Wache

hielten. Ich wurde mit dem tiefsten Respect behandelt, man kam meinen leisesten Wünschen zuvor.

Mein junges Gemüth fühlte aber ein immermehr zunehmendes Bedürfnis der Mittheilung, das Verlangen nicht mehr so allein meine Tage hinbringen zu dürfen, und Neugierde kam hinzu meinen Aufenthaltsort näher kennen zu lernen. Diese Wünsche trug ich bei einer passenden Gelegenheit Dmar vor, und sie wurden erfüllt.

Eines Morgens kam die Dame zu mir, und fragte mich: ob ich wie die andern Frauen zu leben gesonnen sei. Ich antwortete bejahend. Sie führte mich darauf in einen Salon, der mit Frauen angefüllt war, die theils auf Ottomanen hingestreckt saßen, oder auf und abgehend sich unterhielten. Eine Menge schwarzer Dienerinnen saß auf untergeschlagenen Beinen an den Thüren. Man bewillkommte uns auf's freundlichste, doch mit einer Art Zurückhaltung, die mir mißfiel. Meine Führerin entfernte sich und nun umringte man mich von allen Seiten. Wie glücklich fühlte ich mich französisch, ja selbst deutsch angededet zu werden! Ach Herr, welch' eine unglückliche, und doch so fröhliche Gesellschaft traf ich hier an!

Ueber hundert Mädchen und Frauen aller Nationen dienten Dmar zur Befriedigung seiner Lüste,

zu denen ich nun auch gehörte. Alle kamen mich zu beschauen, und tausenderlei verschiedene Meinungen zeigten sich auf den vielen Gesichtern. Eine Deutsche, jung, schön und schlank, nahm mich am Arm, und führte mich auf eine Dittomane, wo wir uns unterhielten. Aus dem Oestreichischen gebürtig, hatte sie von Triest aus Verwandte in Smyrna besuchen wollen. Unterwegs von Piraten gefangen ward sie hierhergebracht, wo sie schon über zwei Jahre schmachtete. Lange genoß sie die Gunst des Dey, aber ihr schlanker Körperbau wollte nicht den orientalischen Geschmack annehmen — sie verlor die Gunst des Herrschers, und war damit zufrieden. Eine Französin gesellte sich zu uns, die ein gleiches Schicksal hierher geliefert hatte, und ihr leichtsinniger Character kam ihr hier gut zu statten. Spanierinnen, Italienerinnen, Portugiesinnen, nur keine Engländerinnen, aber vor allen Orientalinnen waren da zu sehen, alle in maurische Trachten gehüllt, nur wenige wie es schien, unzufrieden mit ihrem schrecklichen Geschick.

Bis gegen Abend blieb ich in diesem Saale, da erschien die Dame, winkte mir und einigen andern Frauen, und geleitete uns zu Dmar. Was hier geschah Herr, kann ich Ihnen nicht erzählen — der Gedanke daran erröthet mich noch. Nach Verlauf

einiger Stunden schickte der wollüstige Mann meine Leidensgefährtingen in ihre Gemächer, ich mußte sein Lager mit ihm theilen. Am Morgen kehrte ich in den Saal zurück.

Das Leben, was ich nun eine Reihe von Monaten führte, blieb sich immer gleich. Ich schloß mich eng an Clara — die junge Deutsche an — und nach langen Jahren erst trennte ihr Tod unsere Freundschaft.

Hatten wir uns des Morgens versammelt, so trank man Chocolate, Caffee, Orgeade, Limonade, oft auch Palmwein, (denn damals gab es mehr Palmen um Algier als jetzt,) aßen Confitüren und Gebäck aller Art. Dann arbeiteten Einige an Stickereien, Andere unterhielten sich mit der Musik, mit Tanz und Damenspiel, wieder Andere fertigten Confitüren oder Gebäck, Diese kamen aus, Jene gingen nach dem Bade — das waren die einzigen Beschäftigungen in dem Harem. Gegen Abend wurde das Essen aufgetragen, das stets in großer Menge vorhanden, auch, allerdings nach Sitte des Landes, vortrefflich zubereitet war. Milch und Wasser waren die Getränke dabei. Nach dem Essen tranken die meisten Frauen Caffee und rauchten durch Wasser Tabak. Ich habe mich nie dazu entschließen können. Bevor die erste Dämmerung eintrat, führten in der

Regel unsere schwarzen Dienerinnen widerliche Tänze auf, die eine abscheuliche Musik begleitete. Ruheten sie aus, dann traten junge Maurinnen oder Türkinnen auf, und führten in wunderbaren Bewegungen ihres Körpers, durch unvergleichliches Minnespiel und Pantominen einen Tanz aus, der außerordentlich künstlich, aber auch ebenso indecent ist.

In dieser Stunde erschien zuweilen Dmar, begleitet von einigen Eunuchen, sah dem Tanze zu, sprach selten mit einer von uns, und entfernte sich bald. Seltener besuchte er uns während der Mahlzeit.

In die Eintönigkeit, in die Langeweile dieser müßigen Gesellschaft, brachte öfter jene schon erwähnte junge Französin Abwechslung, durch ihr leichtfertiges Betragen, durch Verachtung ihres Schicksals in comischen Declamationen u. s. w. Wennschon sie fast immer die Grenzen der weiblichen Sittsamkeit überschritt, so hatte man sie doch gern, da sie Alles mit einer Anmuth that, die bezaubernd war. Gewissen Gesichtern steht ein leichtfertiges Wesen gut — Franziska befand sich in diesem Fall. Sie war Aller Freund, und selbst Dmar zog sie vielen andern vor. Ihr gräßliches Schicksal, das sie später erlitt, erregte unsern größten Unwillen und Schmerz.

Franziska, zwei Maurinnen, und drei Türkinnen,

die als die besten Tänzerinnen bekannt waren, sowie ich, wurden eines Abends früher als gewöhnlich zu Dmar beschieden, der uns zum ersten Mal auf einer Terrasse seines Pallastes empfing. Es war Frühjahr; balsamischer Duft schwängerte die Luft, das schöne blaue Meer lag in seiner unendlichen Pracht vor uns, zu unsern Füßen eine Masse weißer Mauern, aus denen hin und wieder Thürme hervorragten, Schiffe schaukelten sich im Hafen, andere erblickte man mit geschwellter Segeln auf offener See, über uns aber ein Himmel so herrlich blau als ich noch keinen gesehen — das war Algier, das ich zum ersten Mal erblickte.

Der Balkon, auf dem wir standen, beherrscht die ganze Stadt; einige zwanzig Kanonen befanden sich auf ihm, die sämmtlich auf jene gerichtet waren. Selbst ungesehen genoß man hier eine entzückende Aussicht, die jedenfalls vollkommen gewesen sein würde, wenn man weiter in's Land hätte hineinschauen können.

Unsere gewöhnliche Unterhaltung mit Dmar begann, aber er war verstimmt, zerstreut, ja oft blitzten zornige, rachsüchtige Blicke aus seinen Augen. Nicht mein Gesang, mein Spiel, nicht Franciska's sonst so gern gesehene Späße, nicht der beliebte Tanz der Maurinnen und Türkinen, waren heute

im Stande Dmar's Stirn zu glätten. Er blieb ernst und finster bis er uns befahl ihn allein zu lassen — Niemand blieb bei ihm.

Wir erzählten unseren Freundinnen die auffallende Stimmung des Dey, aber wie hätten wir seine Sorgen und Kummer errathen können, da wir außer von unserem Leben, nichts wußten, nichts sahen, und nichts hörten! Doch der andere Morgen erklärte uns auf eine furchtbare Art die Sorgen Dmar's.

Kaum graute der Tag, so wurden wir durch Kanonenschüsse geweckt, die sich bald in eine ununterbrochene Kanonade verwandelten. Die Mauern unserer Wohnung erbebten in ihren Grundfesten, unaufhörlich donnerten die Feuerschlünde; dunkle Rauchwolken zogen über unsere Terrassen hin, durch die wie feuersprühende Drachen gewaltige Kugeln flogen, die niederfallend dumpf krachend zersprangen. Wir wußten nicht was dies schreckliche Schauspiel zu bedeuten hatte, aber dicht zusammengedrängt bebten wir Alle vor Schreck und Angst. Mit der Dämmerung hörte das Schießen auf, aber weithin glühte der Horizont in feurigem Schein. Geheul, Gewimmer, tausendstimmiges Rufen und Schreien drang aus der Stadt zu uns empor. *)

*) Lord Ermouth's Bombardement Algiers im April 1816.

Mehrere Tage vergingen — Dmar schien verschwunden. Endlich ward ich eines Abends allein zu ihm gerufen — furchtsam begab ich mich zu ihm. Bleich, und von Gram entsetzt ruhte er halb liegend auf einer Ottomane. Er mußte viel gelitten haben, seine Züge verriethen es, er kam mir in den wenigen Tagen, wo ich ihn nicht gesehen, sehr gealtert vor. Kalt, doch freundlich hieß er mich willkommen, ich wagte nach seinem Gram mich zu erkundigen. Grausenhaft faltete sich seine Stirn, Bohn und Wuth verkündeten seine Blicke. Er ergriff eine Yatakan, schwang ihn wild um seinen Kopf, stieß ihn mit furchtbarer Gewalt in die Polster, und sagte mit fast erstickter, aber grimmiger Stimme: „Allah hat Dmar gedemüthigt, aber die Stunde seiner Rache wird kommen, wehe dem, den sie erreicht!“ Einige Augenblicke sank er darauf in düstres Sinnen, dann heiterte sich seine Stirn auf, er lauschte mit Vergnügen meinem Gesange und Spiele. In der Nacht beängstigten ihn schwere Träume, fast krank verließ ich ihn am andern Morgen.

Wenige Tage nachher war er beruhigter, seine frühere heitere Laune kehrte zurück.

In dieser Zeit verschwanden plötzlich drei meiner Leidensgefährten, die ich nur nach langer Zeit, und in einer noch peinlicheren Lage wiedersah. Sie

waren guter Hoffnung, das vielleicht der einzige Grund ihres Verschwindens. Aber wie entsetzten wir uns, als eines Abends zu einer ungewöhnlichen Stunde Franciska von uns gerufen, und begleitet von zwei Eunuchen, fast gefangen fortgeführt ward. Ich brachte dieselbe Nacht bei Dmar zu, er sagte kein Wort von der Französin, ich hatte nicht das Herz zu fragen. Wir brachten den andern Tag in qualvoller Angst zu, denn Franciska blieb aus.

Um Mitternacht wurden wir geweckt. Man befahl in den Saal uns zu versammeln. Die von mir schon oft erwähnte Dame stand erblaßt am Eingang desselben. Als wir beisammen waren, winkte sie zweien von uns, ihr zu folgen. Clara und ich waren die Ersten, die mit ihr den Saal verließen. Vor demselben standen vier jener uns stets Unglück bringenden schwarzen Halbmenschen, die uns in ihre Mitte nahmen. In einer Hand hielt Jeder eine Fackel, in der andern einen Dolch. Noch nie war ich im Harem eine Treppe hinabgestiegen, jetzt schien es mir als wollten wir die Souterains desselben besuchen. Endlich drang ein kühler Luftzug uns entgegen und wir befanden uns in demjenigen engen Durchgange, den Sie ohne Zweifel, um in die Gärten des jetzigen Commandanten der Cassaubu zu gelangen, durchschritten haben, und worin Sie ein

frisch zugemauertes Loch bemerkt haben werden, welches in der Zeit, wovon ich spreche, offen war, und zu einem schrecklichen Behufe diente.

Der Chef der Eunuchen, ein schwarzes Ungeheuer, gebot uns hier still zu stehen. Seine Untergebenen steckten die Fackeln in den weichen Fußboden, und auf ein ihnen gegebenes Zeichen, zogen sie schnell einen dunklen Vorhang zurück, womit das erwähnte Loch, dem wir uns gegenüber befanden, bedeckt war. Gerechter Gott! welch' ein schauderhafter, empörender Anblick! Franciska stand nackt und todt vor uns, ihr zur Rechten die Leiche eines jungen Türken, zur Linken die eines Eunuchen. Der schöne Busen des unglücklichen Mädchens war mit einem Dolche durchbohrt, um dessen Griff mehrere beschriebene Blätter Papier gewickelt waren. Der Türke, selbst im Tode noch schön, so wie der Eunuche schienen erdroffelt, da man keine Wunden an ihnen bemerkte. Sprachlos staunten wir die geliebte Freundin an, Thränen machten unserem Schmerz Lust, als der Vorhang über diese furchtbar gerichtete Gruppe gezogen ward.

Wir kehrten in den Saal zurück; zwei andere unserer Gesellschaft wurden zu den Gemordeten hinab geführt, und sofort, bis Alle das Gräßliche gesehen hatten. Die Letzten, wobei eine mir wohlbekannt

Italienerin, erzählten, daß die Eunuchen, als sie die Reichname gesehen, dieselben mit barbarischer Wuth ergriffen und hinein in das Loch gestoßen hätten. Ein dumpfer Fall habe ihnen verkündet, daß sie tief hinabgestürzt seien. Niemand wußte, Niemand erfuhr die Ursache dieses Ereignisses, obschon man aus den Blättern, die auf Franciska's Brust geheftet waren, auf einen Briefwechsel mit dem schönen Türken schließen konnte, dessen Besteller der ebenfalls ermordete Eunuch gewesen war.

Es konnte wiederum ein Jahr vergangen sein, ohne daß unsere Ruhe gestört wurde. Obgleich immer noch von Dmar freundlich behandelt, befreite mich doch eine neu angekommene Spanierin von besonderer Schönheit von den häufigen Zärtlichkeiten des Dey's.

Um diese Zeit wurden wir abermals in einer Nacht geweckt. Der Chef der Eunuchen erwartete uns in unserm Saal. Er befahl, uns sämmtlich in dicke Schleier zu hüllen, und ihm und seinen Untergebenen zu folgen. Wir verließen unsere bisherige Wohnung, und wurden in ein Gebäude der Stadt geführt, dessen innere Einrichtung dem vorigen ziemlich ähnlich, aber bei weitem nicht so groß und kostbar war. Hier erklärte uns der Chef der Eunuchen, Dmar sei gestorben, sein erhabener Nachfolger habe

uns das Leben geschenkt, und wolle uns in diesem Gebäude ernähren lassen. Später erfuhren wir, daß Dmar von seinen Soldaten ermordet war.

Traurige Jahre verlebten wir in diesem Gefängnisse, bewacht von alten Negerinnen, die der Hölle entflohen zu sein schienen. Unsere Leidensgefährten, die einst plötzlich aus unserer Mitte verschwunden, fanden wir hier wieder. Sie waren an diesem Orte niedergekommen; man hatte ihnen ihre Kinder genommen, und nie sahen sie dieselben wieder. Unsere Kleidung überbrachte man uns zwar, aber all die kostbaren Geschenke, die ich und mehrere Andere von Dmar erhalten, hielt man zurück. Clara starb in meinen Armen im sechsten Jahre unserer hiesigen Gefangenschaft. Nichts störte unsere qualvolle Einsamkeit, ein Tag verging wie der andere, als endlich im dreizehnten Jahre dieser Abgeschiedenheit von der Welt unsere Erlösung erschien.

Tage lang hörten wir schreckbaren Tumult in der Stadt, Schüsse fielen auf Schüsse, bis eines Morgens ein furchtbarer Schlag *) unser Haus erschütterte. Staub, Steine, verbranntes Holz fielen auf unsern Hof, — nachher ward es ruhiger. Am

*) Wahrscheinlich das in die Luft geflogene Fort de l'Empereur.

andern Tage öffnete man unsere Thüren, wir waren frei — die Franzosen hatten Algier erobert!

Das Glück der Freiheit ist groß mein Herr! fünfzehn Jahre war ich gefangen, die Welt schien mir neu, mir war wie einem Blinden zu Muthe, der plötzlich das Licht seiner Augen wiederbekömmt. Welche Scenen erlebte ich in den ersten Tagen meiner Freiheit! Unbekannt in der Stadt, ohne Geld, irrte ich in dem Gewirr des eroberten Algiers umher, den Tag meiner Geburt verwünschend, denn Herr es blieb mir nichts übrig als wenn ich nicht verhungern wollte.

Ein französischer Officier versprach mir, für mich zu sorgen; der edle Mann hielt Wort. Er verschaffte mir passende Arbeit in einem Lazareth, in das er bald selbst, am Fieber erkrankt, gebracht wurde. Er verschied darin, wie viele Hunderte seiner Waffengefährten.

Meine Sprachkenntnisse, die sich in der langjährigen Gefangenschaft sehr ausgedehnt hatten, kamen mir gut zu statten, ich verdiente mir mit ihnen einiges Geld, das mir um so nöthiger ward, da ich bald durch neu getroffene Einrichtungen meine Stelle im Lazareth verlor. Die verwüstete Stadt richtete sich endlich aus ihrem Schutte empor; Caffehäuser, Hotels, Restaurationen u. s. w. wurden eingerichtet,

und stark besucht. Ich beschloß zu meiner einst glücklichen Lebensweise zurückzukehren. Bald fand ich eine Guitare, mein Verdienst war ansehnlich, ich wollte sparen, bis ich nach Deutschland zurückkehren könnte.

Da traf es sich im Anfange des Jahres 1832, daß ich in einem Café spielte und sang, wo mehrere Unterofficiere der Fremdenlegion beisammen saßen. Mein deutscher Gesang schien sie zu erfreuen, sie knüpften mit mir ein Gespräch an. Ich erzählte ihnen Einiges von meinem Schicksal, sie hörten mir theilnehmend zu, doch besonders war Einer von ihnen gerührt. Als ich das Café verließ folgte mir dieser, und offen und frei fragte er mich, ob ich mit ihm sein Loos theilen wolle? „Sie gefallen mir, sagte er unter anderm, wir fangen eine Cantine an, besorgen die Wäsche für die Compagnie, wir werden schon durchkommen.“ Ich bat um Bedenkzeit bis zum andern Morgen. Was kann ich Besseres thun? dachte ich, in Deutschland bist du fremd, Gott mag es wissen wo deine Pflegeältern sind, — ich beschloß einzuwilligen. Der junge Mann besuchte mich Tags darauf gegen Mittag; wenige Stunden nachher wanderten wir nach Maison Carrée, wo er in Garnison lag. Es fehlte damals noch an Frauen in den Compagnie-

nien; der Capitain, der Bataillonschef waren es gern zufrieden, daß ich mich mit dem Unterofficier Müller verheirathen, und eine Cantine anfangen wollte. Meine wenigen Ersparnisse waren hinreichend alles Nöthige anzuschaffen, und Glück krönte unsere Bemühungen. Wir lebten in Friede und Eintracht, da zog er eines Tages auf einen vorgeschobenen Wachtposten an den Kratsch. Am Nachmittage rief der Generalmarsch die Besatzung von Maison Carrée unter die Waffen. Es zogen eiligst Truppen der Plaine zu, es mußte etwas Wichtiges vorgefallen sein. Gegen Abend kehrten die Truppen zurück; die Araber hatten den Wachtposten meines Mannes mit Uebermacht angegriffen, ihn niedergemetzelt, und sich dann schnell wieder in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen. Ein nackter Leichnam ohne Kopf, gräßlich verstümmelt, so sah ich meinen Mann wieder — Herr, ein Anblick zum Entsetzen. Ich wurde krank, unterm Herzen trug ich diesen kleinen Knaben, nach dessen Entbindung ich erst wieder langsam genas. Was ich mir in der Compagnie verdient, hatte die Krankheit dahingerafft; meine Stelle war durch eine andere Frau ersetzt; das Bataillon selbst ist in Bona in Garnison. So hat mich das Schicksal verfolgt, hart und unbarmherzig. Seit zwei Jahren ernähre ich mich und meinen Sohn durch Früchte,

die ich suche und verkaufe, nur mit der größten Mühe und in einer Armseligkeit, die Sie sehen. Ein mitleidiger Jude überläßt mir ohne Zins diese Wohnung, da er sie nicht benutzen kann."

Mir that das arme Weib unendlich leid, ich verließ sie mit dem Versprechen mich umzusehen, ob ich ihr nicht eine Beschäftigung verschaffen könnte. Dank der Verwendung eines damals einflußreichen Mannes, das unglückliche Weib erhielt in einem der ersten Hotels eine Stelle, die es ihr möglich macht, für sich und ihren Sohn besser als bisher sorgen zu können. Ehe ich Algier verließ sah ich sie noch ein Mal in ihrer neuen Lage. Sie hatte sich bereits erholt, Mutter und Kind dankten mir innig.